

N

Von hier aus gesehen immer auf den Nordpol zu

Norwegen-Kreuzfahrt Mai 2017

	an	ab
Do 18.05.17 Hamburg / Deutschland		19:00
Fr 19.05.17 Auf See		
Sa 20.05.17 Ålesund	10:00	17:00
So 21.05.17 Auf See		
Mo 22.05.17 Honningsvåg (Nordkap)	15:00	
Di 23.05.17 Honningsvåg (Nordkap)		02:00
Di 23.05.17 Tromsø	13:00	21:00
Mi 24.05.17 Auf See		
Do 25.05.17 Molde	08:00	18:00
Fr 26.05.17 Hellesylt (Sunnfjordsfjord)	08:00	18:00
Sa 27.05.17 Bergen	07:30	18:00
So 28.05.17 Auf See		
Mo 29.05.17 Hamburg	07:00	

Distanz: 5.532,35 km = 2.987,23 sm
ca. 6.900



MSC Preziosa

https://de.wikipedia.org/wiki/MS_Preziosa

Kabine 12014



16. März 2017**Ineffizienz**

Nun haben wir die moderne Technik, und scheinbar kann keiner damit umgehen. Seit Tagen schon sagen die satelliten-computer-gehirnakrobatik-generierten Wetterberichte für den heutigen Anreisetag gutes Wetter voraus. Und was macht das Wetter? Es ist schlecht. Statt tropischer Wärme herbstlicher Regen. Wir sind im Kurärmelhemdchen da – bei 14 Grad.

Ebenso völlig unerwartet war kein Stau auf unserer Autobahnspur. Auf nichts ist also mehr Verlass. Und so sind wir recht gemütlich bis zum Dunstkreis von Hamburg gekommen, dort von der Autobahn runter und dann per Schleichfahrt dem Ziel unseres Vor-Urlaubs-Urlaubstages entgegen. Im so genannten oder meinetwegen auch offiziell so heißendem

Altes Land

Das alte Land kennt man aus Haustürgeschäften. Wenn wieder eine Drückerkolonne mit einem Apfel vom Aldi durch die Gassen zieht und behauptet, man hätte das Obst direkt aus dem Alten Land mitgebracht. Das liegt südlich der Elbe, in etwa gegenüber Wedel bis Altona und eines der bekanntesten und markantesten Orte resp. Ereignisse ist die Wörpsweder Künstlerkolonie.

Wir aber interessieren uns ausnahmsweise mal nicht für Kunst, sondern agrikulturelle Spezifika; für die berühmten Obstplantagen des Alten Landes, die nun Mitte Mai in voller Blüte stehen.

Also erstens, bei dem Wetter hätte ich auch keine Lust zu blühen. Und zweitens müssen hier besonders kleingewachsene Menschen wohnen. Denn was hier als Obstbaum bezeichnet wird, heißt im Rest der Welt Bonsai. Niederes Gehölz, das erkennbar auf Leistung getrimmt ist, so dicht mit kleinen Blüten besetzt, als wären alle aus Kunststoff (vielleicht sind sie ja nur ein Marketing-Gag, um Touristen anzulocken). Also wir mit unserer naiven Vorstellung, im Sonnenschein leuchten die herrlichen Bäume wie ein Blütenteppich – im dunkelgrauen Regen ranken krüppelige Äste über den Boden, versteckt hinter windschützenden Hecken und blühen allenfalls mini, dezent, geradezu schüchtern.

Noch nicht mal Fotos machen kann man, denn ähnlich wie seit Jahrzehnten die Ströme der Schifffahrt wegen sind nun im Norddeutschen (wie anderswo) die hier geradschnurigen Straßen auf Dämmen gebettet, die keinerlei Halte- oder Parkmöglichkeiten bieten, jedoch einem jeglichen nachfolgenden Auto den Anreiz, einen trotz Regengischt gerne mal mit 140 bei erlaubten maximalen 100 Stundenkilometern zu überholen. Und, völlig unerwartet, hier sind so viele Lastwagen unterwegs, so viele findet man noch nicht mal in der Industrieregion Rhein-Ruhr. Warum die hier rumgurken, blieb ein Geheimnis.

Die Dörfer haben jenen Charme, der einem das Gruseln lehrt. 10 Häuser entlang der inzwischen zur Rennbahn (allerdings mit Radarfallen) ausgebauten Land- und Leute-Straße, Vorgärten wie aus dem Gärtner-Pötschke-Katalog, aber einen Menschen – nein, einen Menschen haben wir nirgendwo gesehen. Aber immerhin dreimal einen Trecker.

Unser Tagesziel ist Stade. Kaum einer bis keiner weiß, dass es eine reiche, erfolgreiche Hansestadt war und sich auch noch so nennt; jedoch in Sichtweite von Hamburg nur in der Bedeutungslosigkeit versunken ist. Dafür hat sich hier die alte Fachwerkhäuser-Kultur und -Bebauung so authentisch erhalten, dass dagegen vielgelobte Städte wie Dinkelsbühl und Rothenburg allenfalls wie billiger Filmkulissen-Abklatsch wirken. Die Stadt sieht nicht nur total holländisch aus, sondern auch so, wie sie vor zwei-

dreihundert Jahren ausgesehen hat. Mit dem Unterschied, dass man nicht mehr wie früher aus dem Fenster pinkelt, sondern die Hotelzimmer inzwischen mit WCs und Duschen nachgerüstet wurden. Wir haben ein solches direkt am und zum Marktplatz – morgen früh soll hier der Wochenmarkt stattfinden (Entfernung Fenster–Marktstand sechs Meter), bereiten wir uns also schon einmal auf eine kurze Nacht vor. Zum Glück sind wir Frühaufsteher. – Nachtrag: der Markt findet nicht statt. Da fragt man sich doch, wofür gibt es das Internet, in das man reinguckt um zu wissen, was läuft, wenn eh nichts läuft außer Flut auf und ab in den Elbeseitenkanälen, die die Stadt durchziehen?

Bliebe noch zu erwähnen, dass es beim Schreiben dieser Zeilen in Solingen aktuell 25 Grad sind, wolkenlos. Hier, sehe ich gerade, springt der Zeiger von 14 auf 14,5 Grad – also eine hanseatische Hitzewelle.

Stade hat eine schöne Altstadt, deren größter Vorteil ist, sie in 10 Minuten kennengelernt zu haben. Der größte Nachteil: Damit hat man auch alles gesehen, was sich anzusehen lohnt. Es sei denn, man geht ins Museum, Café, Imbiss, Restaurant oder setzt sich einfach auf den Marktplatz und guckt.

Da wir direkt am Marktplatz wohnen, am Marktplatz zig gastronomische Angebote mit jeweils vielen Tischen beheimatet sind, hier viel Krabben gegessen werden und zu einer anständigen Meeresungetiermahlzeit auch Knoblauch gehört, machen wir weit das Fenster auf und atmen tief durch: Knoblauch, Knoblauch, Knoblauch. Das weckt den Hunger.

Einst gehörte Stade zum Hansebund, jenem Vorläufer der EU, der sich rein geografisch auf Norddeutschland konzentrierte und mit beutebringender Seefahrt und Warentransporten verbunden war. Schutzzölle – also Wegelagererei und Erpressung – waren damals das völlig normale, wieso regt man sich heute über das Business der Mafia-Organisationen weltweit auf? „USA first“ ist weder neu noch originell („made in Germany“ war eine englische Herabwürdigung deutscher Waren, dass der Schuss nach hinten losging, so wie heute der Brexit, ist eine andere Sache). Die Hansa oder Venedig zeigen, dass es normal ist, anderen zum eigenen Vorteil Nachteile aufzubürden. Ausbeutung und Egoismus waren schon immer. Katzenjammer? Wofür. Apropos Katze, geblieben ist vom einstigen Handels- und Hansestolz nur noch ein Denkmal einer Fischfrau samt Fischkorb, an der sich die Katze das Fell schubbelt. Nebenbei, ob unsere daheim noch lebt?

– Einen Tag später war sie tot. Adieu Cleo.

17. März 2017

Protz statt Puff

Weswegen eigentlich sollte man als Tourist nach Hamburg fahren?

Leichte Frage, schwere bis blöde Antwort. Nun komme keiner mit dem Klischee „wegen die Hafens“ – von wegen. Erstens hat Hamburg gar keinen Hafen (mehr) – davon später. Zweitens: Was wir unter Hafen verstehen ist eine Verwechslung mit Hans Albers, dem Ohnesorg-Theater oder dem verbilligten Eintritt zu „König der Löwen“, neuerdings auch die Udo-Jürgens-Schnulze von wegen noch nie in New York gewesen und so. Der eigentliche Hamburger Hafen ist dort, wo man Touristen nur mal minutenweise vorbeischaukelt, per Barkasse, zu zahlen gegen Barkasse.

Nach Hamburg fährt man touristisch, um mal einen richtigen (was heißt einen? viele!) Puff zu sehen, echte Nutten und endgültig zu klären, warum der Penis auch Schwellkörper genannt wird. Vor allem die vom flachen Land, wie es sprichwörtlich heißt, Frauenkegelclubs und Gesangsvereine dürfens ja zuhause nicht. In Hamburg gilt es als chic, über die sündige

Meile zu laufen. Da muss dann die total wackelige und zur wirklich sich selbst karikierenden Touristenschmuddelai verkommene Barkassen-Hafenrundfahrt allenfalls erhalten, damit Kegelclub und Gesangsverein, Kongressvolk oder Rentnerbelustigungspauschalereisehaufen die legitime Berechtigung haben, sich unter Aufbringung sämtlichen Mutes und ausschließlich zu völlig neutralen Studien- und Mitredenkönnens-Zwecken in den vulgären pornografische Lifetrubel zu stürzen. Was Hamburg ansonsten zu bieten hat, wäre nichts, was nicht auch andere Städte bieten.

Was sonst hätte Hamburg zu bieten?

Jou, nun aber Schluss mit der Schnulze vom Hafen. Eindeutig, dort, wo mal der Hamburger Hafen war (war!!!!), ist gar kein Hafen mehr. Dort ist jetzt „Speicherstadt“ und Miniaturwunderland, der Megatraum von großen Väterkindern von der eigenen elektrischen Spielzeugeisenbahn.

Und: DA IST JETZT ELPHILHARMONIE. Davon später mehr.

Also Hafen Hamburg, den gibts gar nicht mehr.

Außer Touristen schippert da im Althafen kaum was her und hin. Ein paar alte Schiffe haben sie da dauerhaft festgemacht, damit man wenigstens mal ein Foto machen kann.

Da wo die Elbe an St. Pauli stößt, oder umgekehrt, in St. Pauli ist ja immer ein Stößchen oder was Anstößiges, auch je nachdem ganz umgekehrt, da an der Elbe liegt Blohm und Voss mit dem hässlichen Pott von Schwimmdock. Ginge ja alles noch, wenn es B&V wenigstens noch gut ginge und sie zu tun hätten. Haben sie aber immer weniger. Also wird auch das auf Dauer verschwinden. Und dann liegt Hamburg nur noch irgendwie an Alster und Elbe; aber das, was wirklich Hafen ist, das sind endlos lange Kaimauern mit endlos großen Stahlkästen, Containerschiff genannt, die in endloser Folge endlos viele endlos langweilig bunt gestrichene Blechkisten ausspucken oder buckeln (fachmännisch: löschen und stauen), die dann in anderen Industrieareale, auch dort Hafen genannt, geschwommen werden, damit sie auch dort gelöscht und gestaut werden.

Apropos Stau: der ist dann anschließend auf der Autobahn, weil all die Blechkisten, Container genannt, auf Lastwaren verfrachtet und die A1 runter gefahren werden und uns die Sachen bringen, die wir dann als Ramsch bei Aldi und KiK kaufen können.

Solche Häfen kann man auf der ganzen Welt sehen und jeder der weltweit tausenden von Containerhäfen sieht so aus, wie jeder andere Containerhafen auf der Welt auch. Ist nur mal größer und mal kleiner, aber ansonsten so langweilig wie man sich eine Karnevalsveranstaltung vorstellt, die von Hamburgern organisiert wäre.

Nein, für Humor sind sie nicht so sehr bekannt, die Hamburger – gleich wohl aber für Ironie und Sarkasmus –, aber Tricksen, Täuschen und Tarnen, das können sie. Waren ja schließlich lange genug angeblich alles ehrbare Kaufleute. Nun also täuschten und tricksten sie sich einen Kasten an den Hafen, über dessen Baukosten keiner mehr redet, weil es sich nicht lohnt; das Geld war irgendwie plötzlich da und wurde ausgegeben. War ja nur zehnmal so viel wie geplant, also nichts Schlimmes – in Hamburg seht man: Wer lang hat, lässt lang hängen. Will sagen: Jou, wat mutt, dat mutt.

Und nun kommen die Leute, um die Elbphilharmonie zu bewundern, die sie nie von innen sehen, weil die Eintrittskartenpreise Normalmonatsrenten übersteigen und sowieso nicht zu bekommen sind, wenn man nicht in Nobelhotels wohnt (dort hat der Concierge immer noch welche unter der Hand, cash Krallen, Dankbarkeits-Obulus obendrauf) und die so teuer sind, dass man auch gleich eine Kreuzfahrt machen könnte. Aber von außen gucken, das hat man dem Volk gelassen und nun können alle, die abends

im Sexviertel vor Entsetzen oder Begeisterung kreischen (letztes kommt zu 99% vor) sagen, sie wären ja wegen der Kultur nach Hamburg gefahren, wegen der Elbphilharmonie na klar, und wegen „dem Hafen“ („des Hafens“, Genitiv, ist eh schon ausgestorben).

Unkooperatives Hamburg

Von Stade aus fahren wir Richtung Jork; hier tobt sich das Alte Land in seinem vollen Klischee aus. Obstbäume bis zum Horizont. Und dazwischen – Radler. Keiner unter 65 und ohne Blutdrucktabletten. Welcher streb- und arbeitssame Mensch hat auch Lust und Chance, an einem Mittwoch um 10 Uhr durchs Alte Land zu radeln; flach, gegen und mit dem Wind, auf stets korrekt geteerten Wegen. Links und rechts des Weges jede Menge Obstbauern, alle mit einem Hofladen plus Übernachtungsmöglichkeiten ausgestattet. Wer will hier kaufen, wer will hier wohnen? Eben, greise Radler.

Das Navi ist so nett (eingestellt „kürzester Weg“) uns durch Hamburger Industriefangengebiete zu schleusen, über hoch- und runterklappbare Brücken, vorbei an Fleeten und Kanälen, Kais und allerlei seltsamen technischen Gebilden, Baggerschiffen, Kraftwerken, LKW-Waschanlagen. Von wegen Hafenromantik! In Duisburg am Rhein oder anderen Orten des Ruhrgebiets sah oder sieht es auch nicht anders aus. Irgendwann muss man ja nicht vor jedem Seeschiff staunen, weil es so groß ist. Schiffe sind meistens groß, basta wenn man's weiß. Von weitem sehen wir das größte Schiff der Welt, einen Containerriesen (nur ein Viertel beladen, sonst passt er wegen seines Tiefgangs nicht durch die Elbe). Über holprige Kopfsteinpflasterstraßen kurven wir durch Hinterhöfe, die nachts Jürgen Roland als Kulisse für düstere Krimis nur recht gewesen wären. Bis die sanfte Navi-Stimme „geradeaus“ sagt, aber geradeaus nur eine deutlich erkennbare massive Sperrung der Straße zu finden ist. Dahinter ein Gebäude mit der Aufschrift „Elbtunnel“. Der, der die Südseite mit den Landungsbrücken verbindet.

Das Navi ist ziemlich neu geupdated, sollte also aktuelle Informationen haben, und diese Schlingel von Hamburger machen den Tunnel dicht. Das zwar schon seit Jahren, aber keiner sagt's dem Navi. Also zurück und sich „durchschlagen“; die dabei nach eigener Logik befolgte Route zu den südlichen Elbbrücken funktioniert zwar im großen und ganzen, allerdings sind auch dort Baustellen so eingerichtet, dass man (das ist kein Witz) erst einmal 400 Grad im Kreis fahren muss (zu deutsch eine Eineinviertel-Volldrehung), bis man auf die richtige Zufahrtsstraße kommt.

Man merkt, Hamburger mögen keine anreisenden Fremden. Obwohl, Minuten später werden wir eines besseren belehrt.

Hurra, wir haben es geschafft

Wir, das ist Deutschland, das ist Hamburg. Und geschafft haben wir, US-Disneyland voll in den Schatten zu stellen. Was sind schon die mickrigen Phantasiegebilde der Hollywood-Vergnügungsparks gegenüber der Realität der Speicherstadt Hamburg. Welch erbärmliche Handvoll Gedränge an dem Eingang gemessen an den Mensentrauben vor Miniaturwunderland. Wie wenig wird doch das Empire State Building beachtet verglichen mit der Elbphilharmonie. Und wie gemütlich-preiswert, einladend-vielfältig ist doch die us-amerikanische Fastfood-Gastronomie gemessen an der Versorgungsoffensive der in der Speicherstadt beheimateten Abzockunternehmen. Ein paar Tische und Stühle mehr oder weniger mitten auf die Straße gestellt, zwischen wuchtigen Backsteinhäusern im Schaffen drapiert und ein „die Sensationen der Welt auf einem Teller“ suggerierende Phantasie-name reichen allweil aus, um mit Preisen, deren Höhe durchaus mit der gefürchteten Springtide der Elbe vergleichbar ist, ein kau- und schlürfwiliges Publikum so auszunehmen, wie es einst im Lande überall Zollstatio-

nen zu tun pflegten. Hier tummeln sich so viele Menschen und sind mit so wenig wirklich Sehenswerten zufrieden wie sonst nirgendwo.

Selbst, um auf den öffentlichen Teil der Elbphilharmonie zu kommen, ein Geschoss zwischen Parkhochhaus (in die Erde konnte man nicht mit dem Parkhaus, dort warten Wasser und Schlamm mit ziemlich harten Drücken auf Mauern und Wände) und dem aufgesetzten Kasten, der die zur musikalischen Darbietung vorgesehenen Zuschauersäle und Klavierabstellbühnen beherbergt nebst einem Hotel, das für Zimmer mit Elbblick durchaus einen halben Tausender und mehr in Rechnung zu stellen sich nicht geniert, also selbst für den Zugang zu dieser Plattform muss man ein Ticket ziehen, das an diesem Tage sogar kostenlos war, aber wie beim Facharzt, zu dem man überwiesen wird, eine exakte Zeit nennt, in der man den Eingang zu passieren hat. Solche Schurigelungen nennt man touristensprachendeutsch neuerdings Zeitfenster.

Geboten wird allerdings, das sei neidvoll anerkannt, einen Einblick in die Frage, warum die Baukosten zum Schluss das Zehnfache der ursprünglichen Planungssumme waren. Allein die Rolltreppe, die man nach passieren der Zeitfensterticketeinleitedrehkreuzsperre passiert, ist schon jetzt legendär. Eine runde Rolltreppe! Zwischen Level U wie unten und Level O wie oben könnte man ja eine Rolltreppe als normal schräge Rampe bauen, so wie man sie vom C&A oder Flughafen oder von modern ausgestatteten Bahnhöfen der DB auch kennt (ok, dort fahren die Rolltreppen zwar so gut wie nie, aber angucken kann man sie). Nein, in der Elbphila hat man die Treppe – sie ist so lang wie die legendären in Moskaus U-Bahn-Stationen – nach oben hin im Winkel abflachend gebaut, so als wäre man auf der Oberfläche einer Kugel und würde vom „Äquator“ zum gedachten „Nordpol“ wandern. Passend dazu läuft das Handband nicht synchron, so dass man, hält man sich fest, stets fortgezogen wird. Die parabelförmige Krümmung bringt zwar null irgendwelcher konstruktiv-funktionaler Vorteile, kostet aber auch als Laie nachvollziehbar viel Geld und rechtfertigt daher den Einsatz von Steuergeldern für architektonischen Wahn-Sinn, über den noch zu berichten ist. Von oben, der Plaza, hat man übrigens jenen Blick über den Hafen, den man in Hamburg an vielerlei Stellen auch bislang schon hatte und kannte. Fragt sich also der Skeptiker: Ja, und wat nu?

Sperrt sie weg

Da es politisch völlig inkorrekt ist, zum Massenmord aufzurufen, dennoch aber meiner seit langem durch reisen, gucken, benutzen, darunter leiden müssen und kopf nicht aufhören können zu schütteln gebildeten Meinung, „tötet alle Architekten bedingungslos sofort, damit sie keinen weiteren Schaden anrichten können“ Raum zu geben, kann man doch ersatzweise wenigstens vorschlagen, sperrt sie für immer so ein, dass sie nie mehr architektonisch tätig werden können, diese Architekten. Milliarden von Beispiele über konstruktiven Schwachsinn der medizinischen Form „Matschhirn“ könnte und wollte ich berichten, allein, ich will mich auf wenigstens in und aus der Elbphila beschränken. Nachdem man die Rolltreppe hinter sich gebracht hat – die Fahrt dauert gefühlte fünf Minuten, immerhin, und das sogar an diesem Tage kostenlos, welche Großzügigkeit in unseren verschwenden, sorry, verwendeten Steuergeldern – steht man in einer Art Zwischenraum, so wie es ihn früher auch im Bahnhof Friedrichstraße beim Wechseln von West- nach Ostberlin, mit der S-Bahn, nicht mit der Rolltreppe, gegeben hat. Damals standen mit MP bewaffnete VoPos in der Ecke und guckten grimmig, so dass man am liebsten freiwillig die Hände hochgerissen hätte. Nunmehr stehen in allen Ecken grimmig schauende Touris und reißen die Arme hoch, um mit dem blinzelndem Auge in jene Displays ihrer Smartphones zu blicken, die neuerdings milliardenfach zum Fotoapparat der engeren Wahl mutiert sind. Doch zurück zu den Architekten.

Nachdem der Fußmüde oder geriatrische Betreuung immer näher kommende Besucher sich gefreut hat, nicht Treppen steigen zu müssen oder gar in enge Kabinen, Lift genannt, gepfercht worden zu sein, steht man – na klar doch, vor einer Treppe, die man zwangsweise gehen muss, weil es keine andere Fluchtmöglichkeit gibt. Oder man geht in einen Bar und Restaurant genannten gradlinig innenarchitektonisch gestylten Raum, über dessen Preise der angebotenen Ess- und Trinkprodukte ich mich alleine schon deshalb nicht äußern werde, um solche Begriffe wie „das allerletzte“, Pampe, Verarschung, Abzocke und so weiter zu vermeiden. Übrigens, das Etablissement, dunkler Kasten mit getönten Scheiben für einen verdunkelten Elbhafenblick, ist nur über Treppen erreichbar.

Aber dann, man kommt von weit her, hat das Parkhaus gefunden, die Rolltreppe samt Tippeltappelfußgehtreppe überwunden, muss man logischerweise jetzt mal zum Klo. Man steht auf der „Plaza“, die gar keine ist (denn das wäre ja ein großer Platz, es ist aber nur ein zugegeben sehr großer offener Raum, ein Zwischengeschoss, mit Glaswänden und einem umlaufenden, für die Menschenmenge viel zu schmalen balkonartigen Laubengang – auf Architekten kommen wir ja noch zu sprechen – und natürlich ist da kein Platz für eine Toilette. Warum auch, das wäre ja Platzverschwendung oder am Ende sogar logisch, dienlich, nützlich – also keine Architektur. Also muss man, klar doch, dafür haben wir sie ja studieren lassen, die Architekten, wieder Stufen in jene Höhe hinuntersteigen, die man jüngst zuvor hinaufgestiegen war. Was zu verkraften wäre, wäre der Niedergang der Treppe nicht so niederträchtig schmal. Zwei Menschen, zumal sagen wir einmal: modern-kompakten Körpermaßes, sind kaum bis gar nicht in der Lage, sich aneinander vorbei zu zwängen, schon gar nicht körperkontakt- und berührungslos. Auf der Klo-Etage angekommen, die nächste Überraschung: für die zig Hundert Besucher und/oder Plaza-Nutzer gibt es je biologisch differenten und identifizierbar klassifizierendem Urinalorgan genau je zwei Ablassstöppe; bei den Männern vier, immerhin zwei Pinkelbecken und zwei Sitzaborte. Vor den zwei der Damenwelt gewidmeten, heftigem Gebrauch ausgesetzten Sitztöpfen, stauen sich jeweils etwa 30 wartende Frauen, die ihrem kaum noch zurückzuhaltendem Harnrang mit trippelnden Schritten und gegenseitigem Trösten dennoch Paroli zu bieten wenigstens versuchen. – Womit ich fragen wollte, ob jemand mit mir kommt und mit dicken Knüppeln alle Architekten einfängt, um sie in Sibirien den Wölfen als Fraß vorzuwerfen?

Lohnt sich der Besuch der den Steuerzahler arg schröpfenden Elbphilharmonie? Meine Meinung, ja, schon alleine um festzustellen, dass es sich absolut nicht lohnt, weil man sich nach dem Besuch unweigerlich fragt: Ja war's das? Karten bekommt man eh keine, und wenn, dann vielleicht zwei, drei Jahre im voraus zu Preisen, für die man andernorts vier Tage Flusskreuzfahrt mit Vollpension bekommt. Hafenblick auf einen Hafen, der kein Hafen ist. Und in der Ferne winken ein paar Containerkräne. Schräg davon ab drei, vier mittelpträgliche Hochhäuser. Hamburg – war's das?

Doch, um Architekten doch noch etwas Gutes nachzusagen: Das Parkhaus ist hell, geräumig, nützlich. Allerdings steht zu befürchten, dass es bei Veranstaltungen erstens schnell voll sein wird und die Zufahrt dorthin nebst Vorfahr für Busse oder Taxen mehr als nur ein Engpass ist. Will sagen, für Mengenbetrieb absolut nicht geeignet. Wölfe Sibiriens, freut Euch ...!

Klingt so, als hätte ich was gegen Hamburg. Überhaupt nicht. Die Stadt ist schön. Man darf nur nicht dorthin gehen, wo die Touristen sie vermuten.

Ein schöner „Hamburg, die tropische Relax-Stadt“-Tag

Hamburg und Schmuddelwetter, so geht die Legende; „Schietwedder“ sei hier immer. Ich selbst habe Zeit meines Lebens, und ich war verdammt oft

und viel in Hamburg, rein beruflich, eigentlich kaum bis fast nie Schmutdelwetter hier erlebt. Ich kenne Hamburg weit überwiegend nur sonnig. Als eine total entspannte Stadt – abseits der Touristenströme freilich. Und so erleben wir auch diesmal wieder einen wunderschönen Tropentag an der am weitesten ins Land zurückgezogenen Nordseehafenstadt. Ein Flair, der mit Nizza und Cannes, mit Rom und Barcelona, zumindest mit Zürich und Paris mithalten kann. Auf dem Rathausmarkt fröhliche Menschen, zumeist pickelige Kiddies auf Klassenfahrt, radelnde Oldies mit korrekt festgeschnalltem Helm und dazwischen ein paar offensichtlich Hamburg-angesiedelte Menschen, die sich erlauben können, Pause zu machen, weil sie Rechtsanwalt oder Studentin, Steuerberater, Werbefuzzi oder sonstwie arbeitslos bzw. Schichtarbeiter sind oder Geld geerbt haben.

Man kann sich fast unmittelbar vor dem Hamburger Rathaus mit Eis, Kuchen, Curryhühnchen, Nudeltopf, Riesenbockwurst, fettwabernden Pommes frites bedienen lassen (besser gesagt, in Selbstbedienung besorgen), auf Stufen und viel zu wenigen Bänken sitzen, um vor allem anzuschauen, wieviele Menschen hier sitzen und die jeweils anderen Menschen anschauen. Weil von der Alster, an der man sitzt, ja nichts anderes als eine schmutzige Brühe zu sehen ist, die den in Kanäle – Fleet genannt (kommt ursprünglich von „fließen“) – eingezwängten namenslegendären Zustrom der Elbe darstellt. Zwei Paddler noch darauf, die nur hier paddeln, damit sie sich den anderen Menschen zeigen können. Exhibitionismus auf Wasserlevel sozusagen.

Neben dem Jungfernstieg, dem Südrand der Binnenalster mit Anlegestelle für urige, ins Alter gekommene und damit total trendig-stylische Rundfahrbarkassen, wiederum Stufen zum Abhocken und ein Lokalneubau zum Abzocken. Immerhin gib dort einen anständigen Becher köstlichen Joghurt-Eises zu zwar unanständigen Preisen, aber immerhin mit Binnenalsterblick und genau dies sollte man sich ja nun etwas kosten lassen. Ohne das Doppelte des offiziellen und regierungsseitig für richtig und zumutbar gehaltenen Tages-Komplett-Budgets für Gesamtverpflegung eines Hartz-IV-Empfängers bekommt man erst gar kein Joghurt-Eis und man müsste nur so Alster blicken, bedienungslos. Oder auf die mitgebrachten Bierflaschen und -Dosen zurückgreifen, so wie das hier allgemeiner Usus ist. Immerhin erkennt man, um mal ganz, ganz tief in die Vorurteilstiste der politisch völlig unkorrekten Meinungsmache über Zuwanderer zu greifen, dass Asylsuchende gar nicht abgeneigt sind, zu arbeiten. Weil diese, schön nach Gangs und Revieren organisiert, mit ihrer sehr schwarz glänzenden Haut umhergehen und in der schon seit langem im Gebrauch befindlichen Aldi-Riesen-Plastiktüte flugs alle Flaschen und Dosen einsammeln, die sich an irgendwelchen Automaten zu Pfandrückgabegeld machen lassen. Der Oberboss telefoniert (ist übrigens der jüngste von allen), seine Sklaven laufen umher und sammeln. Ich setze mich, ihn bittend, doch die Bank nicht als Liegestatt, sondern Sitzfläche zu betrachten, damit mehr Platz ist, neben ihn, er telefoniert unentwegt, die Stufen vor uns sind sehr sauber, weil seine Sklaven ja eifrig sammeln und die Flaschen und Büchsen total deutsch vorsortiert in die vergammelten Wegbringshoppingcars und -Riesentüten legen. Das alles ist total legal – aber ich erinnere mich noch, wie man seinerzeit, in meiner Jugend, lang lang ist's her, mit Erstaunen und (Ehr)Furcht in der Stimme von Amerika, New York, Chicago und den Gangs, den Gangstern sprach. Mafias dieser Welt, ob Schutzgeld oder Flaschensammeln, ob Handtaschenverkauf auf offener Straße oder angeblich Äpfel aus dem Alten Land an der Haustüre, ob „deutsch“ oder russisch, afrikanisch oder chinesisch, italienisch oder ex-jugoslawisch, ob Schlepper oder Nepper, ob Sozialhilfebetrüger oder Ebaybilliganbieter, willkommen in Deutschland, my land is your land. Nehmt Euch, was Ihr haben wollt. Die Bevölkerung hat sich dran gewöhnt und die Politik schweigt, weil es schwierig für sie würde, würde sie nicht schweigen. Bei der nächsten Wahl

diskutieren sie dann wieder in der ARD darüber, wie das kommen konnte, dieses Ergebnis für die AfD und so. Es ist halt so beim Räuber- und Gendarme-Spiel: der einen sind viele, der anderen zu wenig.

Clash of cultures

Abends werden wir dann noch einmal aufs heftigste mit den Kultur- und Sprachunterschieden zwischen dem Rheinland und den küstennahen Gebieten konfrontiert. Wir sind verabredet mit einem netten Ehepaar, das wir einst auf einer Flusskreuzfahrt kennengelernt haben. Man soll ja auch nie solche weinseligen Angebote wie „Wenn ihr mal in der Nähe seid, kommt doch mal vorbei“ aussprechen, es gibt Leute – wie wir – die machen das sogar wahr. Verabredet sind wir am??? im??? – das wird eine Rolle spielen – Old Commercial Room, der so traditionell eine hamburgische Institution ist, dass sie nicht nur Touristen, sondern sogar (noch nie erlebt auf dieser Welt) sogar Taxifahrern unbekannt ist. Und außerdem, was die Krönung hamburgischen Hamburgseins ist, dem Eingang der so bezeichneten Hamburger Hauptkirche, dem „Michel“, direkt gegenüber liegt. Andere Kirchen sind Krönungskirchen, von Sankt Michaelis – wegen Sankt natürlich in Hamburg nicht katholisch, sondern elbisch-evangelisch –, weiß man, dass sowohl Loki wie auch Helmut Schmidt ihres Todes wegen hier beweint, geehrt und ihrer gedacht wurde. Was eine nachträgliche Adelung für die Kirche ist, deren Spitze jahrhundertlang dem Hamburger Kaufmanns- und Geldadel, der dies zu verbergen trachtete, anzeigte, wo sie hingehören und zu Haus sind. Außer denen am Süllberg (Altgeld) oder der Elbchaussee (viel Neu- neben etlichem Altgeld), der Michel zwischen Hafen und St. Pauli, zwischen Hagenbeck und Trockendocks, Südelbebrücken und dem Flughafen Fuhlsbüttel irgendwie mittig gelegen und deshalb, obwohl weder von Marktplatz noch Kneipen umgeben, als Hamburgs hamburgigster Mittelpunkt gilt.

Verabredet waren wir dort zu einer Uhrzeit. Wir kommen eine Viertelstunde früher an, die Treffpartner, nennen wir sie einmal ganz anonym Ehepaar Rothe, sind nicht da, wo ich als Rheinländer verstanden habe, uns treffen: „Beim Old Commercial Room, wer früher kommt, wartet“. Also warten wir. Auf der Straße. Direkt am Fuß des Michelturms, Helmut und Loki gedenkend. Es ist warm, Touristen ziehen mit Büchern oder Handys in der Hand, die meisten mit Handys, vorbei. Man hat zu gucken. Und wartet. Die Rothes kommen nicht. Komisch, ist nicht deren Art, schon gar nicht an so micheligem Ort, wo das Lokal zwar keinen Michelin-Stern hat, sich aber Labskaus-Weltmeister nennt und von Prominenten überrannt wurde, schon immer. Klar, wir wollen ja auch hin. Und warten. Eine weitere halbe Stunde. Bis Monika wagt, ins Lokal zu gehen, um zu fragen, was wir schon längst und mehrfach diskutiert haben: Haben wir das richtige Datum genannt, die richtige Uhrzeit, gibt es noch einen anderen Michel oder gar ein zweites Hamburg ... - - - alles überflüssig, Rothes sitzen im Lokal und warten drauf, dass die Wenkes kommen. Genau wie wir seit einer Dreiviertelstunde, nur sind sie wahrscheinlich Sekunden vor uns angekommen. Was die grundsätzlich kulturelle Frage aufwirft, verabredet man sich vor oder im Lokal, darf man als Nichthamburger ein Echthamburger Lokal zuerst betreten, gebührt es sich, wenn man zu früh ist, diskret außen zu warten, um nicht die Späterkommenden nicht damit zu schocken, dass sie, obwohl zu früh, aber nicht so früh waren wie die noch früher Erschienenen. Also haben wir fertiggebracht, was auch nur in Hamburg passieren kann: Durch Zufrühkommen haben wir uns erheblich verspätet. „Sehn’sedet is Balin“ würden jetzt Berliner singen, geschähe es dort, aber Hamburger seh’n drüber weg und so wurde es doch noch ein urgemütlicher, unterhaltsamer, angenehmer und pointenreich-lustiger Abend bei bestem, allerbesten, nicht hoch genug zu lobendem Labskaus. Hamburg kann, verlässt man alle Stätten dieser Stadt, die von Touristen besucht werden, so

wirklich schön sein. Und Labskaus kann schmecken, wirklich und wahrhaftig. „Hamburg ist ein schönes Städtchen“ – einen kleinen Teil hat es an die Touristen verschenkt, damit der Rest das echte Hamburg bleiben kann.

Zurück dann per Taxi ins Hotel, zum Glück sind's große, weiche, angenehme Einzelbetten, genug Platz zum Querlegen, denn schließlich wollen wir morgen ablegen ... zur Kreuzfahrt.

18. Mai 2017

Wieder mal ein dicker Pott

Der Tag beginnt mit einer schweren mutwilligen Körperverletzung, im Hotel nennen sie es jedoch „Frühstück“. Es ist im Preis der Übernachtung inbegriffen; allein, wäre es nicht inbegriffen gewesen, der Preis der Übernachtung wäre wahrscheinlich auch nicht geringer gewesen. Entsprechend die Qualität der Abfütterung. Erstaunlich ist nur, und ich werde es nie für den Rest meines Lebens verstehen, warum die Menschen sich Pampebrötchen (nicht nur hell, sondern klebriger Matschteig) überhaupt gefallen lassen. Und Käsescheiben, so aneinander geklebt wie gut verlegte Fliesen oder Pressspanplatten. Wenigstens der Kaffee erinnert entfernt an ein existentes Getränk gleichen Namens. – Doch wieder einmal scheinen wir die einzigen zu sein, die sich an diesem Gepampe stören, welches nach EU-Verordnung rein qualitativ zur Tiermast verboten wäre.

Dermaßen geschwächt können wir dann erst einmal wieder auf dem Zimmer ruhen, bis die Abfahrtszeit gekommen und die Schwüle der Vorgewitterfront ziemlich unerträglich geworden ist. Das Navi führt uns mit erstaunlicher Präzision, gemessen an den zahlreichen Baustellen, mit denen man derzeit den Hafen Hamburg umkrempelt, an die Einfahrt zu „Parken und Meer“, dem wohl per Namen sich selbst erklärenden Service. Schade eigentlich, waren wir von Genua her doch eine abenteuerliche Parkplatz-Suchrallye gewöhnt; Spielverderber – hier findet man den Platz direkt!

Die Autoabgabe, Kofferhingabe und der Bustransfer zum Terminal sind perfekt und schnell, für den Vorbuchpreis (55 Euro für 12 Tage) geradezu erstaunlich service-orientiert. Nur die Osis, verdammte Hacke, mir geh'n sie auf den Sack, sitzen wieder breitärschig rum und moseern im ordinärbreitesten Hintersächsisch über die Wärme im Bus, nur weil die Klimaanlage noch nicht eingeschaltet ist. Kotz, spei, übel, klar, zu FDJ-Zeiten ist man ja immer im klimatisierten Transferbus auf einem Luxusschiff zum Nordkapp gereist. Ich erwarte ja nicht Demut und Dankbarkeit, aber die Schnauze könnten sie wenigstens halten. Assi-Volk, über wirklich jede, aber auch wirklich jede Kleinigkeit nur kotzbrockig Übles verbal zu speien. Meine Hoffnung ist, MSC hat vergessen, Bananen zu bunkern.

Kurioserweise ist die Registrierungsprozedur in Hamburg entgegen allen Erfahrungen ein wenig chaotisch und hektisch. Was auch daran liegt, dass sich die lebendigen „Wegweiser“, zwangsverpflichtetes Jungvolk in Hostessenfunktion, ziemlich desinformiert gibt und ist. Mit einigen Zickzack-Läufen durch Labyrinth von Absperrbändern finden wir das Nadelöhr Zugangskontrolle. Schließlich klappt auch die Durchleuchtung unseres Handgepäcks, selbst bei meiner Elektronik-Wunderkiste kein Aufmucken. Und den Gürtel muss man auch nicht ausziehen, ich hatte mir vorgenommen, sollte es verlangt werden, die Hose fallen zu lassen – kann ich doch nicht für!

12.45 Uhr sind wir an Bord. Um 15.30 Uhr seien die Kabinen bezugsfertig, sagte ein überreicher Infozettel. Also was tut der brave deutsche obrigkeitshörige Kreuzfahrer? Klar, geht um 12.46 Richtung Kabine, findet sie

um 12. 52 (gleicher Schiffstyp wie letztes, wir wissen, wo die richtigen Aufzüge sind) und siehe da – Kabine fertig, alles liegt bereit. Alles meint vor allem die Passagier-ID-karte, eine Art Kreditkarte, ohne die man an Bord gar nicht existent ist und nichts bestellen oder unternehmen kann. So aber, nach ein paar ersten Fotos und WhatsApps, geht es auf direktem Weg zum Heck auf Deck 14, wo das Buffetrestaurant ist und dank schon erhaltener Karte gab's Flatrate-Getränke; andere am Tisch mussten darben; ich verrate nicht, dass ich ihnen aus Mitleid etwas bestelle. Es waren nette Franzosen, die können doch nicht das Mittagessen weinlos würgen.

Die Preziosa, auf der wir sind, gleicht der Splendida, auf der wir vor 2 Monaten waren, zu 98 Prozent, so dass wir das Gefühl hatten, wir kommen wieder „nach Hause“. Schön. Der Seele tut's gut – wir sind extrem zufrieden.

Ick heff mol in Hamburg nen witten Pott sehn ...

Kurios diesmal die um „unser“ Schiff wuselnden Hafenrundfahrtsschiffe jeglicher Größe, und das in heftiger Frequenz und Intensität. Man guckt von weit oben den Leute auf den Kopf und (es ist Sommer) in den Ausschnitt, und die verrenken sich den Hals, um am Riiiiiiiiiiiiiesenschiff hochzugucken. Tut mal gut, wenn man schon nicht Millionär ist, dann gönnerhaft vom Balkon zu winken, damit die da unten neidvoll denken, ach haben die da oben es gut, die geh'n jetzt auf Kreuzfahrt. Die Wahrheit ist: ja, so fühlen wir es auch, es ist schon ein Privileg, so reisen zu dürfen. Und deshalb ist das Gemotze und Gemeckere von Leuten allen Genres auf dem Schiff eine Arroganz, die bestraft gehört. Nichts gegen berechnete Kritik, aber wenn die Butterpackung mal eine Knitterfalte hat, dann meinen vor allem Proleten, sich darüber auslassen zu müssen.

Von den Hafenrundfahrtbooten erfährt man vieles über das Schiff, weil die per Lautsprecher an deren Bord verstärkten Ansagen auf dem Balkon auf Deck 12 gut zu hören sind. Unter anderem wird behauptet, unter den Kreuzfahrtdickpöten sei die Preziosa das fünftgrößte. Ja, kann sein, vorläufig noch; doch noch einige Megakähne sind im Bau oder avisiert.

Beim Einsteigen sehen wir am Kai die Lastwagen mit Verpflegung, die Container mit Koffern. Irgendwie muss man abgebrüht und ignorant sein, wenn einem dabei kein schlechtes Gewissen aufkommen soll. Man selbst lässt sich sprichwörtlich den Arsch abputzen und die Sklaven hier schufteten wie die Berserker, bei dieser Schwüle. Andererseits, wer hat mich früher im aktiven Berufsleben bedauert, wenn ich um 4 aufstehen und mich auf nebelkalte Bahnhöfe begeben musste, zehn Stunden im Zug saß, fünf Stunden Verspätung beim Flieger hinzunehmen hatte, drei Tage ohne Schlaf auskommen musste – Geld verdienen ist halt nicht immer Zuckerschlecken. Und nach wie vor gilt, love it or leave it. Und als Reisender, bevor man darüber depressiv wird, schnell in die nächste Schiffsbar und ..., danke, Flatrate.

19. Mai 2017

Eingewöhnung

In Zeiten schwacher Zinsen versuchen Sparer verzweifelt alles, was sich als Bank als Alternative bietet. Heute morgen kaum querab von Dänemark, weit an Sylt vorbei, mitten in der Nordsee angekommen stürzen wir uns in Nebelbänke. Sandbänke haben wir hinter uns gelassen, nun also die Nebelbänke. Welche Konditionen mögen diese bieten? Noch ist es uns völlig schleierhaft, trübe und undurchsichtig, aber eins spüren wir schon jetzt: wir werden hier wohl verschaukelt.

Nun merkt man, dass man nicht in einer Badewanne rumschippert, sondern sich dem Skagerrak nähert, jedenfalls seinem westlichen Ein- und Ausfalltor.

Apropos ausfällig; leider mussten wir es gestern (wieder einmal) miterleben, dass Engländer in ziemlich großer Zahl wohl nicht sozialisierungsfähig sind; den Brexit sollten wir nicht bedauern, sondern begrüßen. Manche – wahrlich nicht alle – Engländer, lower class dürfte keine falsche Vermutung sein, mögen einfach nicht tolerant und freundlich sein. Zum Glück sind sie in der Minderheit, wie übrigens die „Asiaten“ auch; während sie im Mittelmeer inzwischen das Hauptkontingent der Gäste stellen, sind hier auf der Fahrt erstaunlich viele Franzosen an Bord. Aber ansonsten – wieder kurios, Russen fehlen. Dennoch ein abermals buntes Völkergemisch, von dem schon Schiller in seinem Epos „Die Kraniche des Ibykus“ dichtete „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen“. Oder hieß es dort „garstig“? Aber nein, außer den üblichen Schlachten am kalt-warmen Büffet und pöbelnde Angelsachsen im Aufzug gehts noch relativ friedlich, wenn auch hektisch zu.

Hektisch und laut war es auch gestern in einigen Bars. Nun will ich mich zwar zu den Alten, aber noch nicht den Greisen zählen, doch wenn ich einige Damen, die durchaus schon das Lebensalter „Betreutes Wohnen“ erreicht haben, in den Bars zappeln sehe, als wären sie Girllies auf der „huch, ich bin zum ersten Mal verliebt“-Party, dann bin ich nicht nur wegen meiner anhaltenden Rückenschmerzen irritiert, sondern auch höchst amüsiert, wie in der Tat geriatrische Symptome wieder in kindliche Verhaltensmuster umschlagen. Es sei ihnen von Herzen gegönnt, im Sarg wird dereinst Ruhe ohne Ende sein.

Die Grundsatzfrage von überhaupt allem

Warum baut man Kreuzfahrtschiffe? Kuriose Frage, simple Antwort: Um Knete zu machen. Und wozu verkauft man Kreuzfahrt-Passagen, also den „Fahrpreis“, Verpflegung inkludiert? Noch kuriosere Frage, noch einfachere Antwort: Um Ausflüge zu verkaufen, und Parfum, und Fotos, und Bier, und Schirmmützen, und glitzernde Glasperlenketten.

Wenn schon das Schiff nach dem Nordkapp rauffährt, dann möchte man ja auch vom Schiff aus zur Nordkapp mit dem Bus rauffahren. Was schlappe 83 Euro pro Person kostet. In Kombination mit einer Bootsfahrt namens „Zu den Königskrabben“ 243 Euro, der Verzehr einer Krabbe eingeschlossen. Würde man bei jedem Tagesstopp dieser Reise einen „netten“ Ausflug buchen, käme man auf additive Ausgaben in Höhe von $70+180+80+170+110+110=720$ Euro, leicht aber auch auf 900. Und dafür bekommt man eine neue Kreuzfahrt, wenn auch ohne Ausflüge.

Ähnlich an Bord. Welcher Mensch braucht schon das sündhaft teure Stinkewasser, welches hier unter der Bezeichnung Parfum mit angeblich 30 bis 50 Prozent Rabatt verkauft wird. Wenn dann ein Minifläschen immer noch 80, 120 und mehr Euro kostet, dann finden so komisch Leute wie ich das aber gar nicht mehr dufte.

Geschweige denn, dass ich mich frage, muss man auf einem italienischen Schiff im hohen europäischen Norden Geld für balinesische Hotstone-Massage ausgeben, zumal Balinesen vieles kennen, nur keine heißen Steine. Und die schon gar nicht auf Beine, Po, Hängebauch und Hängebrust gelegt. Aber egal, ob über die Kabinenklasse oder separat gebucht, es kommt halt noch einmal ein Sümmchen zusammen, das für sich genommen für einen Kurzurlaub reichen würde.

Wie man sieht, sind Kreuzfahrtschiffe ein guter Trick, um anderes und weiteres zu verkaufen, an und mit dem man richtig Geld verdient. Es ist halt wie in jeder Kneipe; das Essen muss man meist fast zum Selbstkostenpreis

oder halt nur mit geringem Aufschlag rausgeben. Doch am begleitenden Wein und dem Schnaps hinterher, daran macht man seinen Reibach.

Zwischenbemerkung

Ich, „Meister der Fotografie“ (*grins), versuche mich am schwierigsten, was es überhaupt gibt: Wie, bitte, fotografiert man Nebelbänke? Weil, im Nebel sieht man ja nichts.

Die Frage ist diesmal nicht so banal wie nach dem Zweck eines stählernen Kreuzfahrtschwimmkastens, die Antwort erst recht nicht, weil total philosophischer Natur ist und schon in der manchen Laien unbekannten, Ingenieuren oder Wissenschaftlern zum Standardrepertoire gehörenden Erkenntnis verankert ist, „die Flügel des Vogels sind ein Abbild der Eigenschaften der Luft“. Nur, weil die Flügel sind, wie sie sind, kann der Vogel die Luft nutzen um zu fliegen; also nutzt der Vogel der Luft Eigenschaften. Wären die Flügel anders, könnte er vielleicht nur schlecht oder gar nicht fliegen. Ebenso, änderte Luft (technisch-physikalisch-chemisch korrekt: Gase) abrupt ihre Eigenschaften, können sie mit bestehenden Flügeln auch nicht fliegen. Sonst könnten Möven ja Langlauf machen. Oder Störche durch Geröllberge fliegen.

Und wie fotografiert man Nebelbänke? Denn, man erinnere sich, Fotografie heißt übersetzt „Lichtschreiben“. Ein „Nichts“ wie Nebel kann man nur fotografieren, indem man das Gegenteil, nämlich Licht zeigt, also die Sonne. Nur sie, wenn und wie sie scheint, lässt ahnen, dass dort, wo keine Sonne ist, Nebel sein muss. Ist ähnlich wie: Woher wissen wir, dass Nacht ist, wenn es den Tag nicht gäbe – oder umgekehrt. Später werden wir genau mit dieser grundsätzlichen Frage der Philosophie arg zu tun haben.

So, schon haben wir wieder etwas gelernt fürs Leben. Kreuzfahrten lohnen sich eben, nicht nur Lidl, wie deren Werbung behauptet.

Älter werden hat auch gewaltige Nachteile

Einer davon ist, man muss oft lachen. Ich erinnere mich, wie die Mütter meiner Großmütter, also Urgroßmütter, vor knapp 100 Jahren mit total ömmeligen Riesenhandtaschen am Bügel herumwanderten. Genau die gleichen Taschen, ohne jede Änderung, tragen heute die jungen Dinger, die sich für coole Pussys halten (sorry, offizieller Szenesprachenbegriff) und geben dafür ein Heidengeld aus. Ich muss immer lachen, weil sie aussehen wie Großmütter.

Und nun die Männer. Einst hatten die Arbeiter Unterhemden, die an der Brust im Kragen mit ein paar Knöpfen geöffnet werden konnten, zum „über den Kopf ziehen“. Man schämte sich der Knopfunterhemden, weil sie unweigerlich jemanden als Proleten, arm, Arbeiter auswiesen. Vor allem, wenn sie vor Schmutz nicht mehr hell, sondern dunkel gefärbt waren. Heute laufen, auf dem Schiff und anderswo, zig zig Männer mit dunkelgefärbten Knopfleisten-Unterhemden rum und halten es für den letzten Schrei; respektive, die ihnen zugehörigen meist schon angetragten Ehefrauen haben es Ihnen anbefohlen und „Hermann, das trägst Du jetzt, wenn wir aufs Schiff gehen“ befohlen. Sie sehen aus wie die Kumpels aus dem Ruhrgebiet, nur dass diese damals noch echte Kumpels und keine alternden Egozentriker waren. Arbeiter- und Unterschichten-Look als Statussymbol für Wohlhabenschaft – es liegt voll im Trend:

Geschämt haben wir uns seinerzeit, und zwar in Grund und Boden, wenn wir eine Fünf in der Hose hatten. Also einen Riss. So musste man Armut spazieren tragen, weil man sich keine neue Hose leisten konnte. Heute: diese erbärmlichen, an Lächerlichkeit nicht mehr zu überbietenden künstlich zerrissenen Jeans, für deren Erwerb man so viel Geld hinblättert, wie wir einst im ganzen Jahr nicht fürs Kleiderbudget hatten. Dass Frauen älter werden, dafür können sie ja nichts. Dass ihre Figur dann andere For-

men bekommt wie seinerzeit mit 20, dafür können sie auch nichts. Frauen dürfen auch öffentlich rumlaufen, warum nicht. Aber dass sie, wenn sie ihrem Verfallsdatum näherrücken, in genau jenen Hosen rumlaufen, die so aberwitzig peinlich sind – denn nur geistig schwache Menschen, die der Mode nicht widerstehen können, beteiligen sich an dieser „reiß mir ein Loch in die Hose“-Hysterie –, dafür können sie. Oder auch nichts. Sie haben der Mode halt keine Persönlichkeit entgegenzusetzen.

Oder damals, wenn ein Hemd länger war als die Jacke und „unter drunterher guckte“. Untrügliches Zeichen, da muss jemand die Klamotten der älteren Geschwister auftragen. Muss ich's noch erwähnen, dass Untenherausgucklook schon seit Jahren überhaupt Standard ist. 90 Prozent der Menschen laufen so rum, wie wir von früher die Bilder kannten, die uns sagen wollten: Guck mal, die armen Menschen in Afrika ... noch nicht mal was richtiges anzuziehen. Wenn heutzutage bei einer Naturkatastrophe das Rote Kreuz betroffene Opfer mit Kleidung versorgt, dann laufen die ab sofort eleganter und besser gekleidet herum wie geldöhnende Menschen auf Kreuzfahrtschiffen, Flaneure in sonnigen Einkaufsboulevards beim Eisessen oder Normalos beim Theaterbesuch.

Nein, wir älteren sind nicht mehr normal. Normal ist, irgendein Label der gesellschaftlich akzeptierten Sorte auf dem Fummel zu tragen, egal, wie der Fummel aussieht, passt, einen verunstaltet. Hauptsache Label. Hauptsache so aussehen wie jeder andere auch. Normal sind derweil Schuhe in Quetschfarben oder wenigstens ohne Schnürriemen und ohne Socken; normal sind lila Haarsträhnen für 80jährige. Normal sind übergroße Sonnenbrillen, die das Gesicht noch hässlicher machen (Falten machen schön), hauptsache im seitlichen Bügel sieht man groß CD. (Männliche) Ray-Ban-Typen als Sonnenbrillenträger verzichten aufs Logo, weil sie glauben, schon allein wegen der Brille würden sie von Damen als besonders potent und sexuell unausweislich attraktiv angesehen.

Schwerwiegender aber als das alberne Getue andere ist unser Biedermenschen größter Nachteil: wir sind weder gepierct noch tätowiert. Das geht ja mal gar nicht!!! Ich habe keine Rose am Bauch mit Stengel auf dem Stängel, kein Runensymbol auf dem Rücken, keine Gang-Kennung auf dem Hals. Monika hat keine Oberschenkel-Innengravur, nichts auf den Pobacken, kein Brustwarzen-Piercing. Keine Ringe in der Lippe, im Ohr oder den Augenbrauen. Keinen Oberarm mit Graffiti. Wie sollen wir uns da unter die Leute wagen? So ganz nackt, so primitiv, so völlig von gestern? Übrigens, wenn ich es richtig sehe, als ziemlich einzige Gäste auf dem Schiff.

So ein Schiff ist ein „global village“, ein richtiges Dorf, nur eben nicht zu vergleichen mit tradierten Landdörfern, die oft eine einigermaßen homogenen Struktur haben (= übliche Sitten, Gebräuche, Sprache), sondern tatsächlich „aus aller Welt zusammengewürfelt“. Will man es als einen Indikator werten – nach dem Motto, wie vertragen sich Ethnien – stellt man erstaunliches fest: Es gibt kaum noch wirkliche Unterschiede. Quer durch alle Nationen, Sprachen, Funktionen, Religionen und Ethnien, es gibt freundliche Menschen und es gibt unfreundliche. Solche, die Spaß daran haben, Teil einer Gemeinschaft zu sein und andere, denen alle und alles andere als sie selbst, vornehm ausgedrückt, am Arsch vorbeigehen.

Fragt da einer nach dem Verhältnis der „netten“ und der Ekel-Kotzbrocken? Will mich da einer in Verlegenheit bringen, eventuell als Meckerfritze zu gelten? Man ziehe sich diplomatisch auf eine Universalformel zurück, die in Wirtschaft und Wissenschaft, in Organisation und Projekten immer irgendwie stimmt; es ist die berühmte 80/20-Ratio. 20 Prozent freundlich, 80 ...

Wenn man sich im Kreis der einem selbst bekannten Menschen (damit meine ich nicht Freundeskreis, sondern alle Menschen, „die man so kennt“) umschaut, ganz viel anders ist es auch da nicht. Die Welt, quer-

Danach noch in eine totale Chillout-Bar mit Singer/Songwriter, Klampfe vom Feinsten, so eine Mischung aus Rockabilly und Reggae, Ballade und Salsa – und dann ab ins Bett.

Um uns dem eigentlichen Zweck der Reise zu widmen, der geografischen Charakteristika.

Endlich lernen wir hellzusehen

Hellsehen ist angesagt; will sagen, wir sind schon so nördlich (nämlich querab der Südküsten Norwegens, etwa Höhe Stavanger), dass es auch nachts nicht wirklich dunkel, nicht schwarzdunkel wird. Noch um Mitternacht ist es erkennbar helldämmrig, erst danach müsste man draußen eine Lampe anmachen, um etwas zu sehen, das aber auch nicht lange, denn um zwei Uhr in der Frühe brennt der Himmel wieder extrem-glutrot; ein Streifen der Mittsommersonne ist nicht nur zu ahnen, sondern bereits zu sehen. Gegen vier Uhr in der Frühe dann totaler Glutsonnenaufgang, wir sind in Sichtweite der zerklüfteten, bergigen Küste, wackeln spürbar durch 6 Windstärken und sind angenehm überrascht, dass der Wind keine schneidende Kälte hat.

Was dem Golfstrom gedankt ist, der ja insgesamt in Europa für eher mildes Klima sorgt (auch wenn zuhause, in Solingen, immer alle Typen immer übers Wetter meckern); hier im Endstadium seines warmen Teils des Endlosbandes spült das aus der Karibik stammende umgewälzte Wasser gegen die norwegische Felsbarriere, wird gen Island abgelenkt und sinkt dort ermattet, nämlich erkaltet, in große Tiefe, um von dort aus als relativ salzhaltigeres, also schwereres Wasser am Meeresboden zur Karibik zurückzufließen, wo sich das Wasser erneut erwärmt und gen Europa strömt. Es ist wie in der Politik, auf die einfache Frage „wo kommt’s Wetter her“ gibt es keine ganz einfachen Antworten. „Vom Golfstrom“ ist zwar richtig, aber warum es den Golfstrom gibt, das kann derzeit keine Wissenschaft wirklich seriös beantworten. Aber man ahnt: Er könnte auch binnen weniger Jahre versiegen und dann versinkt Europa vermutlich wieder einmal (wie schon so oft) in eine Eiszeit – Leute, macht bis dahin Kreuzfahrten, danach geht es nur noch mit Schlittenhunden weiter!

Die Ausschau vom Balkon ist beeindruckend. Herrliche Farben am Himmel und ein wunderschönes Horizont-Panorama gebildet durch das Auf und Ab der naturbelassenen Berge – hier in Norwegen zieht sich Besiedlung in schmale Fjorde zurück und wagt es nicht, die Natur gestaltend in Besitz zu nehmen.

Bis zum nördlichen Reiseziel wird es noch mehr als 1.000 Kilometer nordwärts sein. Die Fahrt bietet unserer steuerbordseitigen Kabine („links in Fahrtrichtung) Landblick; auf der Rückfahrt müssen wir dann aufs weite Meer schauen, außer in Fjorden.

20. Mai 2017

Endlich da, fast jedenfalls

Das Schiff kränkt leicht, wiegt einen in den Schlaf. Die Dämmerung will nicht Nacht werden. Doch leider wurde ich gestern Abend vergiftet. In meine Gerstenkaltschale hat man mir etliche Tropfen Hopfenextrakt geschüttet, so dass mich der Schlaf übermannte oder überweibte, wer weiß.

Um vier Uhr morgens Sonnenaufgang, so traumhaft schön wie Kitsch. Danach noch eine Mütze Schlaf. Der Seegang nimmt zu – später, als wir zum Frühstück gehen, fragen wir uns, wieso man sonst immer so anstrengend trinken muss, nur um dieses Schwanken zu erleben.

Wir fahren verhältnismäßig dicht unter Land, so dass sich optisch über der Brüstung des Balkons eine endlose Bergkette aufreht. In den Alpen hat jeder Berg einen Namen – hier auch? So viel Sprache gibt es ja gar nicht wie hier Hügel sind.

Heute morgen gehen wir nicht zum Buffetrestaurant, sondern zur Fütterstation, wo man das Gewünschte am Tisch serviert bekommt und die üblichen Dinge wie Brot, Butter, Wurst und Käse auf einem Tischbuffet aufgebaut sind. Im Buffetrestaurant, ausgelegt für rund 1.000 Gäste, sind die Wege – nun, sagen wir einmal so, sportlich ambitioniert. Da muss man gut zu Fuß sein. Hier sind sie überschaubar bzw. man wird am Platz bedient.

Das Wunder geschieht, sowohl die für Monika bestellten Eggs Benedict sind von durchaus unkritisch passabler Qualität wie auch der von mir bestellte Bacon „please, really crispy“ knackig-kross ist. Das dazugehörige Twin-Fried Egg, „sunny side up“ ist brav, aber eine halbe Minute zu weich, so dass wieder einmal die Alternative besteht, den Dotter als Sauce auf den Teller laufen zu lassen (um ihn dann mit Weißbrot zu tunken) oder auf der Gabel zu balancieren und ihn dann, schwupp, in einem Happen ins breite Maul zu befördern. Nun, ich habe einen großen Mund – es klappt, tropffrei! Um uns herum wuseln dutzende Kellner. Es ist eine logistische Meisterleistung, hunderte Menschen gleichzeitig zu bedienen, das muss man immer wieder lobend betonen.

Pünktlich kommen wir in der Bucht an, an deren Ende Alesund liegt. Die Stadt ist dafür bekannt, dass sie nach einem Wiederaufbau Anfang des vorigen Jahrhunderts etliche Jugendstilhäuser hat, die sich bis heute erhalten haben. Ja, nett, und wenn man über Land reisend kommt, über das weite, einsame, geradezu furchterregende Land des menschlichem Nichtseins, tut so eine Stadt als heimelige Herbergsstätte gut. Aber wegen der paar Häuser extra rumzulaufen, vom Schiff gehen – ?? Keiner weiß, dass es allein in Solingen mehr wirklich schöne und sehenswerte Jugendstilhäuser gibt als in Alesund – und in Deutschland zehntausende. Aber Solingen liegt eben nicht auf der Schiffsroute zum Nordkapp.

Also legen wir einen Pausentag ein, bei strahlend-schönem Sonnenschein, wunderbarer Sicht und mit für Norwegen frühlingshaften Temperaturen von 10 bis 12 Grad. Genau für diesen Zweck haben wir die dicken Pullover mitgenommen. Wir „gammeln“ an Deck, lassen uns das Mittagsbuffet munden, einen „Kaffee corretto“ (mit einem Schuss Grappa drin), lesen, schreiben, sind mal „faul“. Schön!

Abends dann wieder deutsche Pünktlichkeit auf italienischem Schiff unter panamesischer Flagge: Ablegen auf die Minute genau und die Wenkes stehen wieder vor dem Restaurant, pünktlich direkt zur Öffnungszeit. Das hat nichts mit Hunger oder Verfressenheit zu tun, sondern ist Erfahrung auf solchen Pötten. Erstens, man bekommt die Plätze/Tische nach Wahl und muss nicht, später, mit den übriggebliebenen vorlieb nehmen. Zweitens, die Kellner haben genügend Zeit und sind über alle Maße lobenswert aufmerksam, freundlich, zuvorkommend, entspannt. Drittens, die Wartezeiten auf die Bestellung sind angenehm kurz. Viertens, man hat noch den ganzen Abend später vor sich. Was bei einer Getränkefltrate ja nicht schaden kann.

Wer her meckert, ist genetisch missgebildet

Selbstverständlich und ohne jede Frage könnte man jedes Essen, das hier auf den Tisch kommt, anders kochen oder anrichten. Doch bis jetzt – wie auch auf anderen MSC-Kreuzfahrten – haben wir keinen Grund, ernsthaft über das Essen zu mäkeln. Immerhin hat man drei bis fünf Vorspeisen, immer fünf Hauptgerichte und ebenso viele Desserts zur Wahl – keine Vorbestellung am Morgen, sondern abends direkt nach Lust und Laune wählen. Kein Problem, wenn man die eher knappen Portionen doppelt, drei-

fach haben will. Bekäme man anstandslos (uns wird's jedenfalls immer angeboten). Und ein paar Standard-Ersatzgerichte, wenn die Tageskarte partout nichts hergibt, stehen auch immer parat.

Es ist kein Gourmetessen, aber in der Qualität wesentlich besser als es in mancher Kneipe angeboten wird, die sich Gaststätte oder Restaurant nennt und eine Speisekarte der Langeweile offeriert – hier auf dem Schiff jedenfalls ist Schnitzel die absolute Ausnahme. Handwerkliche Fehler kommen (bislang jedenfalls) nicht vor und man ist immer gut beraten, tendenziell die italienischen Gerichte zu nehmen, was auf einem italienischen Schiff mit italienischem Chef irgendwie logisch klingt.

Die Kellner werden nicht müde, Wein nachzugießen und im Gegensatz zum vorigen Turn, wo wir massiv den Eindruck hatten, sie machen bei der Abrechnung gewaltig „Schmu“ (gleichwohl es nicht von uns zu löhnen war), wird hier auf der Preziosa sehr korrekt abgerechnet.

Gibt es also nichts zu meckern über das Essen? Während wir das für uns verneinen, haben andere Deutsche andere Ansichten. Klar, es fehlt ja auch Soljanka auf dem Speiseplan. Un ooch, wa, da Balina kriegt nich Hackepeter. Abba Bulette, uffm Büffee, wa!

Im Buffetrestaurant meckern am wenigsten die Franzosen, von denen ja etliche an Bord sind. Aber keine andere Nation hat auch so konsequent Weingläser vor sich stehen ...

Glatt wie'n Kinderpopo

Als wir aus der schützenden Bucht von Alesund wieder die freie See erreichen, kabbelt diese ein wenig; aber eben auch nur ein wenig. Je weiter nördlich wir kommen, desto ruhiger wird sie, man hat den Eindruck, es herrsche Windstille. Dennoch ist es so kühl, dass der Fahrtwind (wir machen exakt 20 Knoten, knapp 40 Stundenkilometer, also ca. 10 m/s) ein längeres nichtverpacktes Stehen auf Balkon und Deck verhindert.

Nur ein Problem ist größer, als wir es geahnt haben: Die hier nun herrschende Dauerhelligkeit ist exakt so wie ein Jetlag, also ein stark empfundener Kontrast von offensichtlichem Tagesabschnitt zur Inneren Uhr. Man weiß, es ist jetzt abends (für Wenkes „nachts“) 11 Uhr, 23 Uhr, man will zu Bett – und draußen ist es taghell. Morgen, nördlich des Polarkreises, wird die Sonne 24 Stunden scheinen. Zur räumlichen Unendlichkeit des Meeres gesellt sich dann die optische Unendlichkeit des Tages.

Immer noch ist die See glatt und immer noch das Frühstück lecker aber nicht mehr der Himmel klar, es ziehen Wolken auf. Für das Nordkapp ist Schneeregen vorausgesagt. Jou, super. 82 Euro Ausflugsgebühr pro Person für nichts zu sehen. Jou, super. Da bleiben wir an Bord und sind innerlich am Ende. Dem nördlichsten Europas – angeblich (was aber nicht stimmt, sondern eine geschickte touristische Vermarktung ist, mehr nicht).



Quer durch

Und damit sind bei der Auflösung des Rätsels, warum wir diese Reise machen. Es war meine Idee, nein, eher Wunsch und Wille.

Denn nach dem Erreichen des Nordkapps haben wir innerhalb zwei Jahren (Kontinental-) Europa sowohl von (Nord-)West bis (Süd-)Ost wie auch von Süd

bis Nord auf dem Wasser durchquert.

- ☆ Erst ging es von Passau aus über Donau, Main-Donau-Kanal, Main, Rhein bis Amsterdam. Von „Mitte Europa“ bis „oben links“, denn diese schrullige Inselchen scheidet ja auf eigenen Wunsch aus der Zivilisation aus und mag sich nicht mehr zu Europa bekennen, also hört der Kontinent westlich der Nordsee auf.
- ☆ Dann folgte die umgekehrte Richtung, von Passau aus über die Donau bis zu deren Mündung im Schwarzen Meer, also Osten.
- ☆ Sodann von Genua Richtung Süden (Palermo) und zum beliebten EU-europäischen Geldtransfer-Ländchen Malta, dem südlichsten Punkt Europas.
- ☆ Und eben jetzt zum Nordkapp, der offiziellen Nordpolnähe des europäischen Kontinents; nur die zu Dänemark gehörige Insel Grönland ist noch näher am oberen Drehpunkt der Erde.
- ☆ Zuvor auch noch Kreuzfahrten zum Nordost-Teil Europas, Helsinki und St. Petersburg ...
- ☆ sowie von Venedig aus nach Südosteuropa, nämlich Griechenland.

Nordpol, das ist jener Quadratmeter, auf dem man stehen und innerhalb von 24 Stunden in alle Himmelsrichtungen gucken kann, ohne sich auch nur einen Millimeter körperlich bewegen zu müssen. Uns reicht ja schon 24 Stunden Tag, ohne nachts die Lampen anmachen zu müssen. Im Winter jedoch muss man in diesen Breitengraden 24 Stunden Licht machen und die Sonne scheint nimmer. Eine extreme Gegend also; nun ja, wir sind ja auch extreme Menschen.

Was am Nordkapp ist eigentlich so besonders, dass alle hier hin wollen?



Ja, genau das wüssten wir auch mal gerne. Man muss sich schon immer und immer wieder innerlich einreden, „hier ist Nordkapp, hier ist Nordkapp“, weil man ganz und gar nicht sieht, dass hier etwas anders nördlich sein soll als auf den anderen Klippen und Inseln. Es ist weder spektakulärer noch irgendwie magisch, es ist einfach ein Plateau mit einer Weltkugel als Markierung – Parkplatz, Info-Haus, eine Straße. Das wars. Und Spitzbergen, auch zu Norwegen gehörend, ist sowieso weiter nördlich – auch eine Insel wie die, auf der das Nordkapp liegt.

Hoppel, hoppel

Man soll ja nicht grundlos reisen; inzwischen kennen wir eine nettere Variante: Man soll nicht grundseelos reisen. Nun westlich querab der Lofoten zeigt Neptun, was er kann. Nach wie vor ist die See glatt, kaum wirklich Wellen – zumindest offensichtliche. Dafür aber mehr richtig schöne Grundsee; das heißt, in langen Schüben hebt und senkt sich das Wasser mitsamt dem dicken Schiff. Endlich besoffen ohne schädlichen Alkohol. Endlich dürfen wir schön frühmorgens schwanken und keiner guckt schief – denn jeder hängt seinerseits schief im Gang. Jetzt ist endlich der Zustand, den Seekranke fürchten: Schwanken, stampfen, kränken – und man kann nichts dagegen tun. Die Seetiefe beträgt aktuell 150 Meter, das ist wahrscheinlich ein gefundenes Fressen für offenes Wasser im Einfluss der Polarstürme.

Und am Horizont sind wieder kleine Knubbel zu erkennen. Zum Glück sind sie schwarz, also sind es keine Eisberge, sondern Felseninseln im Meer. Schade, dass wir keine Angel mithaben; in diesen Gewässern müsste sich doch ein Brathering oder Rollmops fangen lassen ...

Übrigens ist die derzeitige Position 67°23' Nord, was bedeutet, wir sind nördlich des Polarkreises. Der Kurs ist 25°, also etwas schrägrechts nach

oben, die Geschwindigkeit 20,3 Knoten, ca. 37 Stundenkilometer; dafür sollten wir nicht von der Speedcam geblitzt wegen. Der Wind weht mit 16 Knoten von linksoben, ergo ist er in der Summe an Deck rund 35 Knoten, etwas mehr als 60 km/h, entspricht 1 km pro Minute oder 16 Meter pro Sekunde. Das nennt man im Volksmund „arg windig“ und musste deshalb ausgerechnet werden, weil das Gehirn sonst mit Blick auf graue See und graue Wolken grausam verkommen wäre. So, jetzt gehe ich Inselchen knipsen, Buckelwalinseln.

Survival Training

Ach ja, da bliebe eventuell noch die Frage zu klären, wie man solche Tage übersteht und vor allem, was isst man zu solchen Gelegenheiten am Mittagstisch.

Erstens hatten wir heute die im Fahrpreis inkludierte Massage. Kopf, Schulter, Arme und Beine wurden von der balinesischen Massagefrau gehörig gestreichelt, gedrückt und beölt. Für weitergehende Behandlungen sind, glaube ich, die Thailänderinnen verantwortlich, aber davon gibt es keine an Bord. Schon gar keine inkludierten. Toll ist, dass man bei der Bali-Massage vollständig mit Handtüchern abgedeckt wird (damit man nicht friert); aber so, in Leinen gewickelt und dann geölt, hat man schon mal einen Eindruck davon, wie man dereinst fürs Mumifizieren zurecht gemacht wird. Was die Massage letzten Endes bewirken soll, wird weiter nicht irgendwo ausgeführt, aber da sie im Preis enthalten ist, kann sie ja auch nicht schaden – nachmittags zeigt sich dann die Wirkung. Nebst dem trüben Wetter stellt sich intensiver Schlaf ein.

Was vielleicht auch mit den zwei Bierchen zu tun hat, die man sich so mal am Sonntagmittag gönnt. Dazu, passend, wunderbaren italienischen Mozzarella und Gorgonzola, deutsche Laugenbrezel und ungarische Salami, Ähnlich international bei meinem Gegenüber: Bayerische Weißwürste mit orig. süßem Senf und zwei Gläschen Prosecco; halt ein ganz normales Sonntagsmittagessen.

Und da heute alles massiert relaxed abläuft,

hat man vielleicht auch wieder einmal die Gelegenheit, die schwierigste Verrichtung zu beobachten, die die Menschheit bisher für Dummies erfunden und entwickelt hat: Fahrstuhl fahren. Bekanntlich, so zumindest ein verbreitetes Vorurteil, könne man sich mit dem Fahrstuhl nicht verfahren, – doch weit, weit gefehlt. Zwar fährt er nur von oben nach unten und von unten nach oben, aber genau das ist die Crux.

Beispiel: Man/Frau steht auf der 10. Etage, Ziel 14. Etage. Und vor einem zwei Knöpfe, mit denen man den Aufzug befehlen kann:

▽ und △.

Welchen Knopf gilt es nun zu drücken?

Unbeachtet, ziemlich vollständig, bleibt die Variante △.

Sehr beliebt, vor allem bei älteren Damen oder leicht senilen Herren ist der Doublepush ▽△.

Am meisten gewählt jedoch die Option ▽.

Das geschieht durch die Lebenserfahrung nicht ständig genutzter Gehirne

Wenn man in einem Haus ist, das Aufzug hat, beispielsweise Hotel, dann muss oder will man verhältnismäßig oft „nach unten“, meist sind im Erdgeschoss die Ein-/Ausgänge und Verpflegungsräume. Und man wartet eben auch oft „da unten“. So setzt sich im Gehirn fest, Aufzugskabinen seien STETS OBEN, wenn man sie braucht. Also muss man sie runterholen, was durch den Knopf ▽ dem simplen Gemüt suggeriert wird. Dass auf der 10

Etage auch ein Aufzug ist, der hochgeholt werden muss – nun, man kann nicht alles wissen.

Zumal nicht, dass, wenn man so denkt, man grundfalsch denkt; aufzugsfunktionell wegen. Deshalb sei hier noch einmal offiziell für alle Menschen verkündet: Aufzugsknöpfe zeigen stets die GEWÜNSCHTE FAHRTRICHTUNG an. Aber in keiner Schule lernt man das. Und im Leben auch nicht, denn, Knöpfe gedrückt und ...

Nun, nach einer Weile, die von den Nerven mancher Menschen nicht mehr zu ertragen ist, und sie deshalb fluchtartig das Treppenhaus benutzen, kommt der Fahrstuhl mit einem hörbaren „Boing“, „Diiinnngg“ oder „Uii-haaaah“, also einem Tonsignal, vor einem zum Stehen. Auf diesem Schiff sind es, wie in einem Hotel, gleich vier Aufzüge nebeneinander. Also, Signal ertönt, Tür geht auf, was tut Frau als erstes? Sie stößt einen spitzen Schrei aus, der sich so ähnlich anhört wie „Hermann, nu' komm auch!“. Sie wartet, bis der taube Hermann ihr wildes Armgeschwenke einigermaßen begriffen hat und eilt dann wiegenden Schrittes – zur längst, längst wieder verschlossenen Türe. Worauf sie sagt: „Siehste, Hermann, nu pass doch auf, steh' nich' immer so rum. Komm jetzt'!!!!“

Erneut werden beide Tasten gedrückt. Kommt dann der nächste Fahrstuhl etagenrichtig zu stehen und die Tür öffnet sich, weiß Hermann, was zu tun ist und spurtet auf die Kabine zu. Dummerweise ist die aber so voll, dass partout niemand mehr reingeht, außer Hermann natürlich, hinter dem sich dann die Türen schließen. Über das Schicksal der zurückgebliebene Frau und den Ausgang der Ehe liegen keine weiteren Berichte vor.

Variante drei, man will ja von 10 auf 14, es gongt, an der zugehörigen Fahrstuhlanzeigetafel steht erkennbar und deutlich ▽. Hermann, von seiner Frau bugsiert, betritt die Kabine, die Frau ruft laut „Hat schon jemand 14 gedrückt“, was deshalb nicht beantwortet wird, weil die restlichen Personen ausschließlich des Spanischen, Chinesischen oder Holländischen mächtig sind, und Holländer reagieren grundsätzlich nicht auf deutsche Anweisungen.

Wenn sich nun die Kabine sanft in Bewegung setzt, sagt die Frau, nach geraumer Weile, in der das Gehirn die vielen Eindrücke verarbeiten muss, zu Hermann, sich und den anderen vernehmlich: „Hermann, der fährt ja nach unten!“.

Dass ein Fahrstuhl nicht ein jedes Mal und grundsätzlich, und auch nicht ein jeder beliebige Fahrstuhl, von den nur zwei möglich jeweils die Fahrtrichtung wählt, nach der einem zumute ist, das ist und bleibt ein Geheimnis, welches vor allem den Gemütern älterer Damen auf ewig verschlossen sein wird. Wie Fahrstuhl fahren geht, darauf ist ihre ansonsten rühmliche Geschicklichkeit, beispielsweise im Backen von Kuchen, Sortieren von Buntwäsche und Zubereiten einer Erdbeerbowle anlässlich einer Konfirmationsfeier, nicht vorbereitet. Die Natur, vor allem, die Evolution, hat also noch gewaltige Aufgaben vor sich. Bis Frauen Fahrstuhl fahren können, werden noch Millionen Jahre vergehen.

Eines fernen Tages, davon bin ich überzeugt, wird es ältere Frauen geben, die kommentarlos, ruhig und richtungsrichtig Fahrstuhl fahren können. Alle anderen sind bis dato bei uns auf dem Schiff anwesend und üben.

Außerdem, es gibt ja auch noch verschärfte Varianten. Fahrstuhl kommt, Tür geht auf, Kabine ist kaum besetzt, Hermann und Frau steigen ein, Frau fragt Hermann; „Wo müssen wir überhaupt hin?“ — Neulich traf ich ein Ehepaar, das auf diese Weise schon Stunden unterwegs war. Da es ein so genannter Panoramaaufzug war, mit gläserner Kapsel, der einen imposanten Einblick in die mehrere Stockwerke hohe mittschiffige Haupthalle, das Foyer, erlaubte, hörte ich die Frau, nachdem sie zum zigten wiederholten Male den Riesenraum geliftet durchquert hatten, in dem im übrigen ein

funkelsteinchen-glänzender Flügel aufgebaut war, an dem junge in Russland ausgebildete Pianisten mit ihrem Talent glänzten, zu Hermann sagen: „Hermann, die haben aber viele Klavierspieler hier auf dem Schiff.“

Und wenn sie nicht gestorben sind, ...

22. Mai 2017

Das Ende der Welt ist gekommen

Von drei, vier Dingen gilt es zu berichten. Von Regen, Spiel und Solinger Gegenständen. Der Reihe nach.

Es regnet. Es ist trübe. Meer und Wolken sind eins. Aber es ist hell. Hell-trübe sozusagen. Denkt man sich, an der Reling des Balkons stehend, das Schiff weg, stellt man fest, man ist allein auf der Welt. Allein mit Meer und Regen. Ansonsten nichts zu sehen. Kein Land, keine Sonne, nur Meer, nur Wolken, nur Regen, nur man selbst. Verloren im Universum, gefangen in der Ewigkeit, eins mit den Elementen, das Rauschen des Meeres ist die Melodie des universellen Lebens - - - okay, okay, diesen letzten Daiquiri hätte ich nicht mehr trinken müssen, aber geschmeckt hat er köstlich.

Zuvor haben wir ermessen, was Vergnügen kostet. Exakt 3 Euro die Stunde. Denn mit 20 Euro Einsatz sind wir in die sündige Hölle des Casinos gegangen, haben eine Stunde lang gedaddelt und am Schluss einen Gutschein-Bon von 17 Euro retten können. Dazwischen: Jede Menge Durchhaltewillen, wenn eine Serie von fünf Spielen keinen Gewinn brachte und überbordende Freude, wenn man wieder einmal einen Euro fünfundzwanzig Cent gewonnen hatte. 3 Euro die Stunde, ich fürchte, in Solingen kostet allein das Parken in der Innenstadt mehr als das.

Zu berichten gilt es auch, „in addition“, wie es englisch heißen würde, von freundlichen Kellnern, die uns vorbildlich am Platz des Restaurants bedienen, höflicher und aufmerksamer geht es nicht. Wir sind mehr als nur zufrieden, wir sind begeistert darüber. Und tun das, was mit Solingen zu tun hat, indem wir beobachten, wie eigentlich reagiert die Menschheit auf die Bergische Erfindung von Messer und Gabel. Nun, sagen wir es so, höchst unterschiedlich bis ziemlich merkwürdig.

Unterstellen wir einfach einmal, schon allein des Fahrpreises wegen sind in der „my choice dining“-class (gehobene Kabinenkategorie) Menschen, die über eine gewisse Lebenserfahrung und gesellschaftliche Anstandsübung verfügen. Was aber nicht unbeidngt den Umgang mit Messer und Gabel einschließen muss, wie wir seit Jahrzehnten generell auf der Welt feststellen. Es grenzt an Akrobatik, wie manche Menschen die Gabel halten. Dass sie damit noch Essenbrocken zum Mund führen können, statt sich die Augen auszusteichen, ist eine artistische Höchstleistung, die Beifall verdient. Auch dass Messer zum Schneiden und weniger zum Quetschen gedacht sind, hat sich als generelle Erkenntnis noch kaum in der Welt durchgesetzt.

Gern gesehen, weil fast an jedem Tisch zu Hause, sind jene Menschen, die während des Kauens, das sie fleißig nutzen, um mampfend laut zu sprechen, Messer und Gabel so steil nach oben halten, als wären es Standarten und Lanzen. Fechtübungen zu Tisch, beim gestenreichen Reden, gehören durchaus zum Standardrepertoire der meisten. Messer ablecken, ich weiß gar nicht mehr, vor wie vielen Jahren dieses Verbot oder wenigstens der Makel des Unanständigen aufgehoben wurde. Manche essen problemlos wahlweise mal mit Gabel, mal mit Messer. Auch ist erstaunlich, welche auf einmal zu Munde zu führenden Portionen auf solch schmalen Flächen wie einer Gabel Platz haben können. Umgerechnet und vergleichsweise wäre

dies so, als passe eine Lastwagenladung Schüttgutes in die einzelne Schaufel eines überschaubar großen Baggers. Zur Not kann man den Hub Richtung Mund ja noch durch das Messer absichern, was das Aufgeladene vor dem Herabfallen auf Latz, Hemd, Busenvorsprung und Tischdecke schützt. Und dann, wie angemerkt, am besten gleichzeitig Kauen und Sprechen anfangen. Der Schlund ist groß, da passen dicke Brocken durch, nötigenfalls kann man mit einer Sturzladung Bier für ausreichend Gleitfähigkeit ungekauter Mampfmengen sorgen.

Es gibt aber auch welche, die zerteilen die Fleischstücke mit der Gabel – wozu Messer? – und führen das Abgezwickte auf der Messerklinge balancierend der Mundhöhle. Erlaubt ist, was gefällt. Einerseits. Sinnhaltiger Weise sollte es eher heißen, erlaubt ist, was am schnellsten geht. Der Mensch ist, isst und bleibt halt Raubtier. Da schützt auch kein zum Diner getragener Trainingsanzug von Adidas, Puma oder Nike oder die seit Tagen verwendete Bluse von C&A, H&M & Co. vor.

Regen. Nebel. Trübnis. Dämmerung.

Ich glaube, ich werde jetzt Melancholiker.

Nur so, aus Freude am Leben.

Da passt es gut, sich in sinnierende Abwägungen von Schiffskonstruktionen zu stürzen. Dieses hier, die MSC Preziosa, ist 333 Meter lang. Damit sind die Grenzen des Möglichen fast schon erreicht.

Nein, beileibe ist es nicht das Höchstmaß, welches aus rein technischen Gründe schwimmfähig und mit höchster Sicherheit fahrfähig wäre. Da sind auch Schiff weit größeren Ausmaßes denk- und baubar.

Aber man stelle sich vor, statt 3.000 Touris auf einmal würden derer 10.000 an Land gespuckt und wollten mit Bussen ein Kleinod der Antike betrachten. Im Artemis-Tempel von soundso, 12 mal 20 Meter im Gesamtmaß, fünf-, sechs-, acht-, zehntausend staunende Besucher. Und jeder will ein Foto von sich neben der Statue der kopflosen Göttin Trallala. Ort und Anlass können in der Phantasie des Horrors geändert werden. Auch wären Anlegekais von einem Kilometer Länge und mehr kein Problem, es gibt sie ja schon reichlich (bislang stehen denn da zwei, drei Pötte hintereinander). Das Problem liegt ganz woanders und ist mit humanologischer Mobilität zu beschreiben.

Schon jetzt entscheidend der Zufall der Kabinennummer über Leben und Tod. Wer nicht gut zu Fuß ist, muss sich nämlich rechtzeitig auf den Weg machen, um von einem zum anderen Ende des Schiffes zu gelangen; wie bei uns, Kabine ganz, ganz vorne, Essen ganz, ganz hinten. Wäre das Schiff 600, 800 Meter lang – was technisch kein Problem wäre –, es müssten Förderbänder eingebaut sein oder vielleicht auf einem Mittelgang eine Bimmelbahn fahren, immer hin und her. Sozusagen ein Lift in der Horizontalen statt Vertikalen. Ein Buffet mit gleichzeitig dreitausend Menschen – zum Schluss müssten alle Leichen eingesammelt werden, die sich durch die Nahkämpfe an der Käseplatte und anderen Spezereien ergeben hätten. Denkbar wäre natürlich auch – als Ingenieur gehen mir da die Vorschläge nicht aus – ein System, bei dem die Kabinen auf Förderketten permanent schiffsrum gefahren werden und man in einem genau definierten Zeitfenster fußnah am zentralen Nahrungsaufnahme-Areal vorbei kommt. Trinken muss man nicht mehr in tradierten Bars, man kann sich aus der zimmereigenen Minibar bedienen, Nachschub kommt über raffiniert ausgeklügelte Rohrsysteme. Alles Entertainment wird ohnehin per megagroßem Bildschirm live, in Farbe und 5-Kanal-Ton in die Kabine übertragen. Überhaupt muss man sich von der Vorstellung lösen, eine Kreuzfahrt hätte etwas mit Abenteuer Seefahrt und/oder Entdeckung fremder Länder zu tun. Erstens werden Kreuzfahrtschiffe immer mehr all-inclusive-Ressorts, die hermetisch gegen die Außenwelt abgeschottet sind. Zweitens interessiert beobachtbar die kreuzfahrenden Menschen es einen Sch...

dreck, was gerade draußen als Land vorbeigezogen kommt. Drittens bucht man ausschließlich, damit man zuhause damit angeben und prahlen kann, Ausflüge. Nicht, weil eine Landschaft oder Bauwerk interessieren würde, Stadt oder Panoramastraße. Man tut sich diese Blechbüchsen mit eingeschränkter Sicht (man nennt die Büchsen „Ausflugsbus“) und sprudelnder Laberei (so genannte Reiseleiter) an, damit man Fotos machen kann; wovon, spielt überhaupt keine Rolle. Viertens ist das wichtigste an einer Kreuzfahrt, dass das Essen rasch kommt und fünftens, das Bier kalt ist. Ob nun Tropen oder Nordkapp, Katakolon oder Jamaica – who cares?

Und die Wenkes mittendrin, wie halten die das aus?

Der Trick ist unglaublich simpel, aber extrem effektiv. Denn an Land und überhaupt gehen wir nie so viel in Millowitsch-Theater und Komödiensstadl, zu Ohnsorg, Karnevalssitzungen oder in Kabarett-Vorstellungen wie man hier an Bord geboten bekommt. Unter allen Narren ist man, wenn man sich ganz still verhält, so wunderbar alleine, wie sonst nirgends auf der Welt. Und hat eine Service-Infrastruktur, die kein Grandhotel bieten. Auch dafür gibt es einen völlig kostenlosen, absolut immer wirksamen Trick: Sei nett zum Personal, und es wird alles dransetzen, Dich zu verwöhnen.

Bevor nun jemand meint, irrtümlich, ich brähe hier zum Feldzug gegen die Blödheit der Kreuzfahrtteilnehmer auf und wolle diese Reiseform diskreditieren – weit gefehlt. Mein Wissen und meine Kenntnis sind ebenso wie meine Vermutung und Schlussfolgerung, dass es hierzuschiff nicht besser ist als in St. Anton und St. Moritz, im Stubai- wie im Zillertal, wenn es darum geht, Skifahren mit Komasaufen zu verwechseln. Oder nicht schlimmer als am Ballermann und (einst) in Antalya, an der Playa de Tralafitti und im Kegelclubhotel an Ahr oder Mosel. Hier sind die gleichen Leute, die auch beim Oktoberfest die Sau rauslassen oder die beim Aldi den dicken Wilhelm geben, wenn Erdbeermarmelade ausverkauft ist.

Adenauer sagte einst, man müsse die Leute nehmen, wie sie sind, es gäbe halt keine anderen. Stimmt, nur ernst nehmen, das muss man sie nun wirklich nicht immer und in jedem Fall.

Weshalb man sich dem eigentlichen widmen kann, dem

Nordkapp.

Extreme haben Anziehungskraft. Die dickste Frau, der längste Bart, der teuerste Diamant, der nördlichste Punkt Europas.

Bleibe ja zu fragen, wo der südlichste ist? Logo, im Wasser vor Südmarokko, die Azoren, eine autonome portugiesische Region und Mitglied der EU. Westlichster Punkt ist – Grönland. Die größte Insel der Erde ist geografisch zu Amerika gehörig, politisch aber zu Dänemark und daher Europa, EU. Und Grönland gebührt auch die Ehre des nördlichsten Punktes, doch das Nordkapp ist eben Kontinentaleuropa-nördlichstes Nord, sagt (wie vorweg beschrieben) die unangefochtene Touristenwerbung – und lügt. Übrigens, den östlichen Punkt „Europa“ zu bestimmen, irgendwo im Ex-UdSSR-Gebiet, beschwört nur politische Verwicklungen herauf, man lasse es besser.

Die norwegische Küste zu beschreiben ist nicht einfach, weswegen die meisten Menschen es bei „großartig“ belassen und sie schön finden. In Wirklichkeit ist sie karges, zerklüftetes Gestein, über Jahrmillionen gehobener Meeresboden, der sich den vorherrschenden Nordostwinden entgegenstellt. Dank der Tatsache, dass hier der Golfstrom endet und seine Restwärme verströmt, ist Norwegen im Inneren des Landes kalt, an der Küste mal mild, mal neblig und/oder regnerisch. Ganz viel Fels, viel Schnee, viel, viel, viiiiiiieeeeeelll Nichts. Natur pur und nur ab und zu ein Ort, der meist nur über eine einzige Straße oder ansonsten per Schiff erreichbar ist, per legendärem Postschiff beispielsweise (Hurtigruten). Stille,

Weite, Felsen, Wasser, Wolken, Wind, Regen, Einsamkeit. Kurios, andernorts würde man vor so etwas fliehen, doch Norwegen gilt es für Mitteleuropäer als Land der Sehnsucht. Und das Nordkapp ist eben das i-Tüpfelchen. Held, wer es bis hier her geschafft hat.

Beeindruckend ist vor allem die Luft; weil sie kaum bis selten dunstig ist (wenn Nebel, dann richtig Nebel, wenn kein Nebel, dann klar) und jeglicher Industriequalm fehlt, sind selbst die weitesten Landschaftsobjekte scheinbar „zum Greifen nah“; kalte Luft unterstützt diesen Effekt. In Kombination mit einem oft sehr wechselvollen, nicht selten wirklich eindrucksvollen Wetter bzw. raschem Wetterwechsel mit dramatischen Wolkenformationen bietet daher die Küste von See her imposante Anblicke – wenn sie eben nicht gerade in Nebel und Dauerregen versteckt gehalten wird.

Möchte man hier leben?

Nein, nur Hartgesottene halten dies durch, denn ein phantastisches Phänomen ist zugleich der größte Horror des Landes. Der nördliche Teil Norwegens liegt nördlich des Polarkreises. Entweder scheint ganztags die Sonne (im Sommer), gibt es also keine Nacht. Oder es gibt täglich nur Nacht ohne Tag – nur ein wenig Dämmerung, nicht wirklich Helligkeit. Und das ist verdammt hart. Weswegen Touristen immer nur zur Sommerzeit hierhin finden. Im Winter wäre es zumindest zu Land wegen der Schneefälle möglicherweise auch arg mühselig.

Und so ist diese Welt hier im Norden in der Tat eine andere als die übrige Welt. Mit eigenen „Gesetzen“, denen man verfallen ist, die einem gefallen können, oder über die man abfällig motzt. – Lohnt sich die Fahrt hierhin? Eindeutig ja, weil es eben eine andere Welt auf dieser Welt ist.

Das Nichts, die Ruhe, das Gleichmaß – entweder, man dreht durch dabei oder stellt sich so simple Fragen wie „Warum tue ich mir in der so genannten Zivilisation eigentlich den ganzen Stress an?“. Man sinniert, ob man hier nicht glücklicher leben könnte – bis man gewahr wird, die nächste Lidl-Filiale ist 500 km entfernt. Man kann einsam mit dem Boot durch Fjorde kreuzen, aber Tankstellen gibt's nur vereinzelt und das Benzin ist mindestens genau so teuer wie im Rest der Welt – woher und wie also kommt man an solches; durch Nichtstun? Schön, nicht von Verkehrslärm genervt zu werden. Ärzte sind frühestens nach Stunden erreichbar. Sicherlich muss man nicht jedesmal, wenn man das Haus verlässt, die Haustür abschließen – aber wohin sollte man gehen?

Vielleicht ist es ja das Schönste am Polargebiet, dass man ganz sicher weiß, nur zu Besuch zu sein und die Heimreise organisiert und bezahlt ist.

23. Mai 2017

The global village

Die Welt ist pervers. Schön, dass wir ein Teil davon sein dürfen. So sitzen wir ganz im Norden von Europa, am Nordkapp und werden als Deutsche von einem Kellner, ganz aus dem Südosten von Asien, Bali, bedient, der uns sizilianischen Wein der besten Sorte einschenkt. Dazu gibt es als Vorspeise eine Stockfischcreme. Stockfische sind Trockenfische aus Nordeuropa, Island und Grönland, die nach Italien transportiert werden; dort gelangen sie auf andere Lastwagen, die sie zu einem italienischen Schiff nach Hamburg bringen, wo sie von indischen Köchen nach typisch norditalienischer Art für Deutsche zubereitet werden, die sie in Norwegen verspeisen. Die Teller werden anschließend von Chinesen gespült. Das übrige Hilfspersonal kommt aus Jamaica, kennt aber keinen Stockfisch. Angewiesen zum Platz wurden wir von einer Ukrainerin, alles andere als ein Stock-

fisch, der Restaurantchef ist Norditaliener/Südtiroler, mittags betreut er die amerikanische Abteilung mit Burger und French Fries. Anzunehmen, dass im Maschinenraum Russen wuseln, die bekommen jede Störung in den Griff. Draußen liegt Schnee, denn es ist ja Frühsommer, Regen nieselt, weil alle auf Polarlichter warten. Wie gesagt, die Welt ist pervers (was wörtlich „umgedreht“, „in andere Richtung“ heisst).

Man nordkappt, 2.800 Passagiere waren vor-angemeldet, eine Stunde hinauf zum Nordkapp-Plateau gekarrt zu werden, wo der Aufenthalt auf 1,5 Stunden begrenzt ist, Toilettenwartezeit inbegriffen; 1 Stunde Rückfahrt. für schlappe 83 Euro pro Person, das sind nur 40 Cent die Minute. Am Abend durfte auch die Crew an Land. Die Crew war fast ein halbes Jahr vor Südamerika in den Tropen unterwegs, logisch, dass sich nun alle auf die null Grad am überaus zugig-verregneten Nordkappfelsentouristenvergnügungsplateau freuen. Ihr „Freigang“ von abends 22 bis 1 Uhr morgens. Um 6 Uhr müssen sie, geduscht, gestylt, frische Uniform, saubere Hände, fröhlichen Gemütes, wieder Spiegeleier durchs Lokal bugsieren. Aber zu Hause, in Indonesien, gilt man als Held. Man war am Nordkapp, was von Balinesen wahrscheinlich sowieso mit Nordpol gleichgesetzt wird. Noch die Enkel werden darüber reden. Falls sie nicht selbst eine Kreuzfahrt in der First Class dorthin unternehmen, weil der Opa als Kreuzfahrtschiffkellner den Grundstock fürs Familienvermögen gelegt hat.

Während wir im Mittelmeerraum, speziell Venedig, aber auch auf den dort verkehrenden Kreuzfahrtschiffen von Asiaten förmlich überrannt wurden, sind sie hier in kaum wahrnehmbarer absoluter Minderheit. Kommt wahrscheinlich noch; eines Tages wird China Kiel und Hamburg und Bremerhaven als Abfahrtschiffen berühmter Kreuzfahrten entdecken, und wenn man schon mal dort ist, kann man ja auch gleich Neuschwanstein und Rothenburg o.d.T., Köln und Berlin mit besichtigen. Man muss Geduld haben als touristisches Entwicklungsland. Loreley ist schon lange out, was daran zu erkennen ist, dass der japanische Schriftzug für Loreley schon seit längerem von der Ufermauer entfernt wurde. Und in Rüdesheim hört man auch schon wieder deutsche Worte.

Vielleicht machen sie ja Lang-Lang zum Pianisten-Maskottchen für die Elbphilharmonie, und dann klappt es schon mit den Millionen Kurzurlaubern, die dann Labskaus mit Stäbchen essen werden. 所有中国人都欢迎来自德国乘坐邮轮。Wie, Sie können das nicht lesen? Ha'msewas gegen Chinesen?

Ausgetrickst

Klingt daheim, im Gang der Jahreszeiten, den gewohnten Mysterien der Dämmerung und der geregelten Trennung von Tag und Nacht aufregend anders: 24 Stunden taghell.

Ist man drin, im immer-taghell, ist es in der Tat nervlich aufregend. Zumal dann, wenn das passiert, was man ja vom Norden erwartet: Rauhes, arg raues Wetter.

Schon den ganzen Tag ziehen Regenschauern umher, der Himmel ist bedeckt, gibt nur für Sekunden den Blick ins Blaue frei. Doch da wir im Hafen, in schützender Bucht, liegen, ist das alles nicht so schlimm und aus dem gewärmten Inneren des Schiffes und durch große, feste Scheiben ist es eben „draußen“ und berührt einen nicht – wortwörtlich.

Die Abfahrt aus Honningsvåg, dem Abfahrtsort zur so genannten Nordkapp-Kapelle, ist für zwei Uhr morgens „in der Nacht“ geplant, die sich nicht vom Tag unterscheidet. Kurios, so gehen wir zu Bett, mit geöffneten Vorhängen am Kabinfenster, und es ist so, als sei es Mittag. Nun könnte man ja die Vorhänge schließen – aber sorry, genau für dieses Erlebnis „ewiges Licht“ haben wir doch das viele Geld ausgegeben.

Wir, die wir zu Hause „mit den Hühnern schlafen gehen“, werden immer wieder ob der Grelligkeit wach. Um Mitternacht werden dann noch Fotos gemacht – Tagesaufnahmen. Guter Geist, wie wirr das dünkt.

Um zwei Uhr, ganz pünktlich, dröhnt das Schiff, die Bugstrahlruder drücken es vom Kai weg, die Schraubengondeln brodeln das Wasser auf, um den mächtigen Pott im Krebsgang zur Buchtmitte zu schieben. Mit mächtigem Zittern setzt es sich in Vorwärtsbewegung.

Kaum fahren wir los, zeigt sich das Wetter von seiner besten Seite: Wenn schon Nordkapp, dann auch richtig Schneesturm. Aber richtig. Also wenn schon Tag, wenn eigentlich Nacht, dann auch schon Winter, wenn eigentlich Sommer.

Minuten später reißen die Wolken auf, strahlende Sonne gießt ihr Licht auf strahlend schneebedeckte Hügel, nicht weit entfernt. Wir fahren durch ein Gewirr von Inseln und Landzungen und nur deren richtige Lage in Relation zum Wind verhindert, was an freien Flächen fortan zum Normalfall wird: Sturm braust, aber richtiger Sturm. Und der zeigt überdeutlich, wozu ein Schiff gebaut ist, nämlich um auf dem Wasser zu tanzen. Heben, Senken, Rollen, Neigen, Stampfen, Kränken, Schlingern, Stoßen, Kippen – endlich, endlich lernen wir kennen, was Seefahrt ist.

Mit teils über 90 Knoten fällt uns der Wind an, das sind um die 90 bis 100 Stundenkilometer, Das ist wirklich richtiger Sturm, offiziell auf der Beaufort-Skala „schwerer Sturm“, wenn auch noch kein Orkan. Ein Tritt auf den Balkon, der nahe bei der Brücke liegt, und man hört, um was es geht – und wie es weht. Begriffe wie „tosender Sturm“, „Sturmgebrüll“ sind durchaus angesagt. Es heult, rüttelt und schüttelt. Man „kämpft“ gegen das Meer.

Im Minutentakt weiterhin wildwirrer Wetterwechsel – Nebel, Regen, gleißende Sonne, Schneeschauer. Imposant die steil aufragenden Inseln, an denen wir erstaunlich nahe vorbeifahren. Und immer wieder torkeln wir in der Kabine oder rollen im Bett umher, bis man eine Haltung findet, die ziemlich rausfallsicher ist.

Mal so ganz analytisch-logisch direkt und pragmatisch gedacht: Gegenüber den früher üblichen Segelschiffen liegt dieses wie ein Klotz im Wasser. Wie müssen die Ärmsten damals in solchen Stürmen geschleudert worden sein?

Eine Seefahrt ist halt lustig!

– Dieser Wechsel, dieses Wellen abreiten hält den weiteren Tag bis Tromsø an. Gigantisch, Weerneer aus Flensburg würde jetzt sagen „das kachelt“. Dazu diese schier endlose Kette der Inseln, an denen wir („Inland-Passage“) vorbeifahren, alle schneebedeckt, alle karg, nur selten von wenigen, völlig verloren-einsam wirkenden Mini-Dörfern besiedelt („Hier möchte ich nicht wohnen!“), also nach wie vor das sprichwörtlich Nichts. Vor allem die kleinen Siedlungen lassen erstaunen und Gruselgedanken aufkeimen: Wie muss das sein, einen mehrmonatigen Dunkelwinter hier zu wohnen, ohne Helligkeit, ohne Abwechslung, nur auf sich gestellt und allenfalls mit dem Boot fliehen oder Hilfe herbeiholen zu können? Im Dunklen Nichts leben, Schnee, Sturm, tosende See vor der Haustür – boh, was ist man als zentraleuropäischer Städter verweicht.

Die Berge sind ziemlich einheitlich hoch, geschätzt 300 bis 500 Meter. Die Gipfel bedeckt mit Schneefeldern, die in Rinnen und Mulden durchaus zu Mini-Gletschern geworden sind. Kein Weg führt hinauf, kein Gipfelkreuz tront, keine Hütte lädt ein. Was mich, mitten auf See, auf mein Unverständnis fürs Bergsteigen zurückführt. Wie kann man, Mann, Mensch, nur so borniert-vermessen, arrogant-überheblich sein, Berge mittels Hinaufklettern „bezwingen“ zu wollen. Man muss kein Asiate mit zugehörige verinnerlichter Philosophie sein, um diesen mentalen Irrsinn der Menschen

erahnen, erfüllen, erdenken zu können. Da klettert man, nicht selten, wie man hört, sieht, liest, unter Lebensgefahr auf die Spitze eines Eisklumpens – ja und dann???????? Was jetzt, wenn man auf dem Gipfel ist???? Wird jetzt aus dem Mensch ein Gott, beginnt das Universum die Schöpfung neu zu überdenken, färben sich die hübschen Blumen im Tal um? Da sitzt ein Häuflein Elend namens Mensch auf dem Pickel, erschöpft, lufttringend, Speichel spuckend – und hält sich für etwas Besonderes. Für einen Selbstbesieger – das mag ja noch angehen, sich durch Quälen glücklich zu machen; aber leider führt der Sauerstoffmangel im Gehirn sofort dazu, nebst Sichselbstbezwinger als den Bezwingen und damit Herrscher der Welt zu sehen. Und man weiß, Sauerstoffmangel im Gehirn führt zu ... – eben!

Im Himalaya

halten die Menschen die Gipfel der Berge für heilig; was mit ‚für die Seele heilend‘ und ‚unzerstört-natürlich‘ beide Male richtig übersetzt ist. Heilig, und für den Sitz der Götter. Wobei „Götter“ nicht mit bunten Figürchen oder gedachten bildhaft beschreibbaren Wesen zu verwechseln ist, sondern als Symbol des „so Seienden, wie es ist“ – also des kosmisch Ursprünglichen. Reinheit. Klarheit. Und damit pure Wahrheit.

Nun sind die Berge hier bei weitem nicht so hoch, weniger als ein Zehntel wie im Himalaya; und doch hier wie dort schier am Ende der Welt. In der kontinuierlichen Unablässigkeit, mit der sie vorbeiziehen, Insel für Insel, Bergspitze für Bergspitze, die meisten davon heute in Wolken gehüllt, verborgen, geheimnisvoll, manche keck hervorlugend, offenbaren sie den gleichen Charakter, wie man ihn in der (ehemaligen) Abgeschiedenheit der meisten Himalayaregionen empfinden kann. Sie wirken auch hier in Norwegen heilig und unnahbar, majestätisch und natürlich, schön und von völliger Gelassenheit. Einst waren sie Sand, gebildet im Meer, durch Korallen oder Tierschalen, oder es waren Pflanzen, sonnengeboren, wasserge-tränkt, sich im Klima behauptend, wurden dann zu Moder. So oder so, Zeit und mächtiger Druck, ein immer und immer und immer und immer wiederkehrendes Gleiches formt sie zu Schichten, die Schichten wurden zu Steinen, die Erde, der Globus, scheinbar starr und fest, im Inneren jedoch brodelnd, hob sie an, aus dem Wasser hinaus – und nun stehen sie als Felsen, als Berge in der Luft. Die Luft und in ihr das wassergeprägte Wetter lassen sie erodieren, sie werden zu Brocken, zu Steinchen, zu Sand, zu Staub. Fallen ins Meer zurück, bilden neue Schichten – und der Kreislauf beginnt erneut im Wechsel der Jahrhundertmillionen, bis er – so berechnen es Wissenschaftler – in wohl frühestens 1,2, spätestens 7 Milliarden Jahren zusammenbricht, weil die Sonne zur Höllenhitze wurde und die Erde verglühen ließ. Alles geht seinen Gang, und es ist hier – wie an nur noch wenigen Orten der Erde – schön zu sehen, dass dieses Verändern so langsam vor sich geht, dass wir kurzlebigen Menschen es als Beständigkeit missdeuten. – Ja, so kann man in seiner Seele glücklich sein über eine Erkenntnis, die nur darauf beruht, dass man das Phänomen Zeit nicht richtig verstanden hat. Und da derzeit das Schiff, seinem Plan bislang wohl trotz oder wegen des Wetters vorausseilend, in ein kaum noch wellenkräuselndes Dahingleiten übergegangen ist, sanft und ruhig, immer noch dicht an = „unter“ Land, von der Couch in der Kabine die Landschaft wie in einem wunderschön ruhigen Film vorbeischnellt, wird der Zweifel fast schon körperlich spürbar, ob alle Aufgeregtheit und Hektik, die man dort, wo wir wohnen, an den Tag legt, wirklich einen Sinn macht. In Norwegen rutscht keine Lawine mehr oder weniger den Hang runter, nur weil wir in Stress-Deutschland irgendetwas heute oder morgen erledigen. Mir schwant, irgendwie sind wir zuhause alle ein wenig bekloppt, weil wir es uns selbst machen. Wozu Hektik, wenn Ewigkeit doch so schön ist? - - - Will sagen, die Wirkung des Urlaubs setzt ein. Bis jetzt nebenwirkungsfrei.

Tromsø und so

In Tromsø, nördlich des Polarkreises, ist es ein halbes Jahr dunkel und wegen der vielen Schneestürme geht man außerhalb der drei Sommermonate gesenkten Hauptes. Warum sollte ein Haus da Zierde an den Fronten zeigen – es sieht ja doch niemand. Ergebnis ist, dass die ganze Stadt einer Barackensiedlung gleicht. Viereckig, technisch-funktionell, einfallslos, hässlich. Selbst die Wohnsiedlungshäuser – ob Mehr- oder Einfamilienhäuser, sind als Schachtel gebaut. Was vielleicht auch dem Wesen von Beton geschuldet ist, denn der bindet nur bei gewissen Temperaturen über null Grad. Und wann gibt es die hier schon? Also muss im „Sommer“ sehr schnell gebaut werden, keine Zeit für Firlefanz. An Elektrizität und Wasser, auch Erdöl, mangelt es diesem Land nicht, also können genügend Menschen in behaglich beleuchteten und beheizten Klotzhöhlen wohnen.

Möchte man hier wohnen? Gutes Geld soll man hier verdienen können. Aber um welchen Preis? Wenn man nicht schon gemütskrank ist, werden kann man es hier mit Leichtigkeit. Oder man ist Autist, mag die Zurückgezogenheit auf sich selbst und enge Lebensräume. Und das ausgerechnet in einem Land, das wie kaum ein anderes reiches Land statistisch mehr Platz pro Person bietet. Eingeengt in der Weite! – auf diese Idee muss man erst einmal kommen. In Norwegen wird man gewissermaßen mit der Nase darauf gestoßen.

Tromsø ist die Stadt, von der aus (bzw. von deren umgebenden Bergen) man zur Winterzeit gut und oft Polarlichter sehen kann. Ein Phänomen, das einzigartig ist; physikalisch zwar recht leicht zu erklären, aber von niemanden ohne Schaudern zu verstehen. Man kann hier „dick eingepackt“ segeln, ist binnen Minuten am Skilift. Es gibt alles, was „Zivilisation“ zu bieten hat. Und dennoch, kaum eine andere Stadt, die ich je sah, ist so unschön wie Tromsø. Da nützt auch die berühmte Kirche mit dem spitzdreieckigem Faltdach nichts, ein optisches Highlight – es verliert sich in der Öde und Schrecklichkeit der anderen Häuser.

Muss man also Tromsø gesehen haben? Ja, warum nicht, schließlich gehören zur Sparte Unterhaltung auch draufschlägerische Boxkämpfe, Dieter Bohlens Suche nach dem Superstar und RTL's Dschungelcamp. Häßlichkeit ist also vermarktungsfähig. Daran gemessen ist dies hier eine hübsche und adrette Stadt.

Übrigens, unser Schiff musste vor dem Hafen über eine halbe Stunde warten, wegen „hohen Schiffverkehrsaufkommens“, so die offizielle Durchsage und damit Begründung. Gesehen haben wir – – ein einzige kleines Frachtschiff auf der Fläche, der in Hamburg einen ganze Containerhafen gewidmet ist. Nun ja, vielleicht ist ja eine gewisse Seltsamkeit und völlig andere Maßstäbe das Ergebnis der geografisch bedingten Wettereigenschaften ... – oder eben, in der Weite des Wassers ist eine einzelne Segeljolle vielleicht schon ein Stau.

Der Wahrheit die Ehre

Oft wird ja behauptet, Kreuzfahrtschiffe seien schaukelnde Altersheime. Das stimmt so nicht. Wir haben, und das muss mal ganz deutlich gesagt werden, unter den über dreitausend Passagieren mindestens 30 gezählt, die jünger als 60 Jahre sind und sogar vier Ehepaare mit Babies gesichtet, zwei mit nichtschulpflichtigen Kleinkindern. Also von wegen „nur Alte“. Mindestens 1 Prozent der Passagiere ist keineswegs im Rentenalter! Für die Betagten wurde jetzt eine neue Sportart eingeführt; denn Kletterwand und Wasserrutsche, Sackhüpfen und Bauchtanz sind ja nicht immer unbedingt in dieser Altersgruppe beliebt.

Dafür gibt es jetzt ein spannendes Mannschaftsspiel: Rofu. Rollator-Fußball. Es soll schon zig Mannschaften an Bord geben ...

24. Mai 2017**Betrübnis****Drei Dinge an Bord gefallen uns, mir, überhaupt nicht.**

Erstens, herkunftsbedingt, die Messer. Als Solinger hat man andere Vorstellungen von Besteck, insbesondere die Schneidefähigkeit von Messern. Zum Zerdrücken und Quetschen sind die geschlagenen Metallstücke noch gebrauchbar, auch zum Schieben von Erbsen auf Gabeln – aber schneiden? Zum großen, sehr großen Glück ist dies hier die beste Bäckerei von allen bisher erlebten Schiffen an Bord, also sind auch die Brötchen potentiell schneidefähig. Außerdem gibt es (vorgeschnitten in Scheiben) exzellent gutes Schwarzbrot, wofür sich der Darm mit entsprechender Ballaststoffverwertung bedankt.

Zweitens ist es das Wetter, besonders, aber eben auch nicht nur heute. Schon wieder hopsen wir durch eine graue trübe Brühe, die üblicherweise auch als Dunst oder Nebel bekannt ist und der Himmel zeigt sich in einer Farbe, die überhaupt keine ist. Grau-sam im wahrsten Sinne des Wortes. Da bleibt einem ja nur die Lust an der Bneblung der Sinne, was zwar ungesund, aber wirkungsvoll ist. Prost.

Drittens, das ist das schlimmste, drittens ist es der Gebrauch der Zeitanzeige-Instrumente. Es kann nicht sein, wie diese Crew hier mit den Apparaten umgeht, die angeblich die Uhrzeit zeigen sollen. Kaum ist es Morgen, so gegen angeblich ca. rund in etwas 7 Uhr, gehts zum Frühstück. Das Ei ist noch nicht verschlungen, bleibt allenfalls eine Viertelstunde und es ist Zeit, zum mittäglichen Buffet zu eilen. Hat man dies mühsam hinter sich, überfällt einen der Schlaf, nur ganz kurz, sodann ist Umziehen angesagt, es ist schon wieder Diner-Time. Zeit, irgendwas zu unternehmen, hat man so gut wie keine, denn kaum sind die dargebotenen Speisen vertilgt, ist der Absackerschluck zu nehmen, das Bett ruft, die Nacht kommt und eh man auch nur noch ein Auge zu getan hat, ist wieder Morgen. So geht das nicht! Aber so geht das nun schon bald eine ganze Woche jeden Tag. Unmöglich! Wir protestieren.

Gewissen Frauen zu willen und total glitschig

Wenigstens wurde ich heute von einer netten Frau betatscht. Ich habe ihre gesagt, sie könne mir den Buckel runterrutschen, was sie dann auch eifrig tat – und zwar gegen Geld. Völlig schmierig ging sie dabei vor, nicht ohne diverse Stellen an Schulter und Schulterblatt, auf dem Kopf und an der Wirbelsäule mit zupackenden Händen massiv zur wallenden Durchblutung zu bringen. Da steht also so ein Kleinling vor einem, balinesisch und in der GröÖste eines Schießbudengewinnbärens, man buckelt vor ihr, und mit Metzgerhändekraft sorgt sie dafür, dass einem alles schlaff und weich wird; rückseitig, versteht sich. Viel billiger als ein Ausflug ist das zwar auch nicht, aber bei einem Ausflug hört man auch nicht so nette Einschlafmusik, während der Körper glitschig befummelt wird. Balimassage, klassisch, in norwegischen Trübsinnsgewässern auf mediterranem Schiff ausgeübt an Sumiringerdeutschen; die Lust an der Qual ist offensichtlich international verbreitet.

Und auch diesmal wieder geht es um pure Philosophie und tiefe Einsicht in die Zusammenhänge des Lebens. Warum verkauft man hierzuschiff eine Massage? Ist doch klar, damit am Schluss derselben die Masseurin mit sorgenvoller Stimme sanftsäuselnd ihre Erkenntnis ausspricht, man – gemeint ist das malträtierte Opfer – hätte eine trockene Haut. Das ist zwar keine tödliche Krankheit, aber in Zeiten von Botox und Silikonkisseneinlage unter gewisse Körperwölbungen nicht mehr hinnehmbar; und welch ein Glück, dass man zufällig noch im bordeigenen Shop einige Essenzen vorgefunden hätte, die durchaus in der Lage wären, dieser Trockenheit den Gar-

aus zu machen. Schon für überhaupt nicht erwähnenswerte mmhhmmh-mmh Euro wären diese dann auch käuflich zu erwerben und würden der Haut wieder die Jugendlichkeit verleihen, dessen Aussehen allem Anschein nach ich mich doch eigentlich erfreuen würde. Dank trotz herbeigekneteter Schläfrigkeit noch vorhandener Rest-Rechenkünsten wurde mir schlagartig klar, dass man für den Preis des Erwerbs von überschaubar großen Tuben fettigen Inhalts auch erneut eine Woche Kreuzfahrt erstehen könnte. Und soviel ich weiß, wird bei erneuten Buchungen nicht nach dem Hauttyp gefragt. Ein Fall für eine Fernsehreportage mit dem Titel „Touristen & Gäste: wie man sie am besten schröpft“, denke ich; denn Monika und mir gelang es, entgegen der Nutzung von Tinkturen für unheimlich viele Euro mit dem sparsamen Gebrauch weniger Tupfen Nivea-Creme, Materialeinsatz um die 10 Cent, die Trockenheit zumindest gesichtsseitig zu beseitigen. Übel nehmen kann man das keinem, wie sollen die in Bali auch Nivea-Creme kennen?! Und wie sollte auch Niveacreme an Bord sein, die aus Hamburg stammt, wenn das Schiff in Hamburg losfährt.

Hinein ins Gruselkabinett

Gestern nach dem Essen – das Restaurant befindet sich ja gefühlte zig Seemeilen von unserer Kantine entfernt – kamen wir auf dem Rückweg, nicht nur zufällig, sondern eher gezielt angesteuert, wieder an etlichen Bars vorbei; so wie man auch zu Hause im quirligen Solingen nächstens und dauernd einen Kneipenbummel unternimmt.

In nämlichen Bars schlürft man nicht nur weite Teile des Tages je nach Lust und Laune vorzüglich Fernet Branca oder Whisky, Vecchia Romana oder Grappa affinata, Rot-, Rosé- und Weißwein nebst frisch gezapftem kühlen Bier, genießt die Riege der internationalen Cocktails, von der blutigen Maria über Mojitos bis zu Daiquiri und Mai-Tai – plus zwei Dutzend mehr –, nein, man wird auch je nach Geschmack und Nervenkraft von dröhnenden Kreischlauten, deren Herkunft aus Noten und Harmonien kaum nachzuweisen ist, oder eben von unplugged live vorgetragenen Balladen der Singer-Songwriter, Jazz-Pianistinnen und Gitarren-Virtuosen oder klassikknödelnden Ausbildungsprodukten russischer Musikakademien überströmt. Performed, sagt man wohl heute, wird hier an jeder Ecke. Gessoften auch. So eine Seefahrt ist halt wie Ski-Urlaub.

Daran erinnerte uns heute beim mittäglichen Gang zum Buffetrestaurant, den wir stets „über Deck“ zum Luftschnuppern auf Deck 14 wählen, eine Welle ohrenbetäubender Wumm-wumm-wumm-wumm-wumm-Höllentönen, die sich als das Abspielen des Kufstein-Liedes und hernach die Freudenhymne an einen Mann namens Anton aus Tirol erwies. Fremdländische Menschen, aus allen Kontinenten der Welt, Deutschland eingeschlossen, zelebrierten dabei uns befremdlich erscheinende Riten. Wie beispielsweise das disziplinierte Anstehen in einer an Größe beeindruckenden Schlange. Unser wie uns schien naheliegender Gedanke, hier würde nun der Reisepreis zurückgezahlt, weswegen auch langes Warten seinen Sinn gehabt hätte, erwies sich als Trugschluss. Nein, es ging um das Erhaschen einer vermutlich bis dato längst abgekühlten einzelnen Weißwurst, die auf einem Papptellerchen zu tragen war, das kaum den süßen Senf, den zu nehmen der Kostenlosigkeit wegen sich keiner nehmen ließ, zu tragen wusste; wozu noch standesgemäß eine Brezn gehörte, die dann je nach Wahl an einem Finger beliebiger Hand einhakend fortgetragen wurde. Dazu wurde Bier verabreicht, von dem anzunehmen ist, dass es weder am Tegernsee noch im Hofbräuhaus zu München, nicht am Starnberger See oder in Innsbruck gebraut wurde, sondern den praktischen Einwegpackungen der Heineken-Braugruppe entstammte, die per Kontrakt die ganze MSC-Flotte beliefert. Nun musste, Dröhnen in den Ohren, Brezen am Finger, Wabbelwursttablett in der einen, schwappevollen Bierbecher in der anderen Hand, wegen des Ausgleichs der Schiffsschwankungen in leicht

gebückter Haltung hinwagschlurfenden Menschen eine geeignete Abhockgelegenheit gesucht werden, die zuließ, das mühsam Er kämpfte auch irgendwie dem Verdauungstrakt zuzuführen, und sei es über den Mund. Da die Veranstaltung in der Zone des eigentlich open-air-Pool-Ensembles stattfand, die wegen der ausgefahren Überdachung nun als Halle fungierte und entsprechende feuchtwarme Luft im Inneren wabern ließ, zudem bedingt durch die Fülle der hier anwesenden Geistesgestörten nicht gerade zum platzverwöhnenden Verweilen einludt, setzte man sich an den Beckenrand, der schon längst durch Luftkondensation und reichlich Wasserspritze einen maximalen Grad an Nässe angenommen hatte, also pitschnass war. Aber bitte, für eine Weißwurst querab der Lofoten, ja da muss man auch mal Opfer bringen können und einen nassen Arsch bekommen.

Derweil war in den Whirlpools die mathematisch nachvollziehbare maximale Füllmenge mit Menschen erreicht. Wir konnten nicht ausmachen, ob in den Pools noch Wasser übrig geblieben war, jedenfalls konnte zwischen den Körpern, die sich da – sexuell oder asexuell, das war nicht mehr zu erkennen – aneinander quetschen, nicht wirklich Wasser sehen, unterstellen aber, dass da noch einige Reste verblieben waren; nicht viel, das meiste war ja längst über die wulstigen Ränder gelaufen, die nun zu Oktoberfestbierngarniturbänken umfunktioniert waren. Dass wegen der draußen vorherrschenden Kälte massiv wattiertes Outfit getragen wurde, ist nachzuvollziehen; allein, im Inneren der Schwimmhalle wirkte es leicht befremdlich und wenn dann noch aus der Kapuze eine angebissene Weißwurst lugt, weil die beiden Hände der – wiederum die 80/20-Regel – 80 % Frauen zum Be- und Mitklatschen des Wumm-wumm-wumm-wumm-wumm gebraucht wurde, nun dann fragten wir uns ziemlich spontan, ob denn die Idee, statt an Land immer weiter teure und kaum noch bezahlbare Altersheime zu errichten nicht die immer wieder kolportierte Alternative aufgegriffen werden sollte, die Dementenbetreuung nun auf See zu verlegen, wo ja – ein Blick hinaus aufs Meer bestätigte es – noch genügend Platz war, sich des blöderen Teils der zivilisationskranken Menschheit zu entsorgen.

Und hatten dabei Sorge, ob unsere Hoffnung noch gerechtfertigt wäre, dass man uns dereinst im zu erreichenden Hafen von Hamburg-Steinwerder ohne weitere Prüfung der verbliebenen Restgehirntätigkeit wieder an Land, zu unserem Auto und alsbald folgend in unser eigentliche Zuhause lassen würde. Ich bin sicher, viele unserer Mitreisenden schickt man gleich wieder als mentalen Sondermüll hinaus aufs Meer, was natürlich auch eine einleuchtende Erklärung des Anwachsens der Containerlawinen auf den tausenden dafür gebauter Frachtschiffe ist. Uns erzählt man immer, darin würden Spielsachen aus Taiwan oder Kakaobohnen aus Kenia befördert; nein wahrscheinlich wohnen darin Millionen von Menschen, die täglich Containeroktoberfest feiern. Ihr wumm-wumm-wumm ist nur wegen der tosenden Winde nicht an Land zu hören.

Das nicht genug,

heute Abend sind wir auch noch zum Captain eingeladen. Mal sehen, vielleicht bespreche ich mit ihm die Probleme mit der viel zu heftig ablaufenden Zeit, dem viel zu trüben Wetter und überhaupt, ob man nicht irgendwie die Route ändern könnte. In Hamburg feiern sie nämlich seit einiger Zeit auch Oktoberfest.

Bevor nun falsche Verdächtigungen aufkommen, auch und vor allem wegen der beschriebenen orgienhaften Blödbenehmbarkeiten (die es „an Land“ in mindest ebensolcher Heftigkeit, jedoch in ungemein größerer Zahl gibt): Nirgend auf der Welt kann man so komfortabel, ruhig, sinnlich, gemütlich, aufbauend, genießerisch mit sich und dem unendlichen Ozean zusammen sein, einzig und allein betört und geschmeichelt vom Rauschen der Wellen, Heulen des Windes, Rufen der Möwen wie auf einem solchen Schiff. Einsamkeit pur, Ruhe bis zur Trance. Man muss eben nur wissen, wo

auf einem solchen Schiff. In der Schwimmhalle zur vormittäglichen Oktoberfestzeit jedenfalls nicht.

Ruhe, zugleich unterhaltsame Eckkneipen, wie man sie sich an Land nur erträumen kann, findet man im Inneren des Schiffes. Das Leben ist halt voller Gegensätze. Ein solches Schiff ist wie das Leben.

Abend. Und Unterhaltung. Abendunterhaltung.

Rentner brauchen, damit sie nicht verlottern, einen fest strukturierten Tagesablauf. Neben der Tatsache, dass die 24 Stunden des Tages auf maximal 2,4 schrumpfen, haben wir inzwischen ein festes Ritual entwickelt.

16.45 Uhr: Die Dame des Hauses, resp. der Kabine, mahnt zum Kleiderwechsel. Es ist Zeit, aus den legeren Tagüber-Klamotten in die etwas formaleren bis förmlichen zu wechseln, je nachdem, welche Kleiderempfehlung angesagt ist und man bereit ist, diese zu befolgen.

17 Uhr: Man verlässt die Kabine, gestylt. Nun tippelt man 240 Schritte unüberwindbar lang erscheinende Korridore entlang, bis zum Fahrstuhl. Der bringt einen dann vom 12. auf das 5. Deck, links rum, nochmal links, dann rechts – nur 15 Meter – und der Bartresen ist erreicht.

Unsere ungemein hübsche Kenianerin, die um diese Zeit Schicht hat, weiß Bescheid, strahlt uns mit einem gewinnenden Lächeln an, stellt Erdnüsse und Chips bereit und eine Minute später werden mit fröhlichen Worten ein Mujito Bacardi und ein Jameson Mujito angeliefert. Zeit, sich den philosophischen Betrachtungen zu widmen, etwa der Frage, wie das Wetter morgen wird, ob die Blumen zuhause gegossen sind, ob die laut schnatternde Frau im Sessel hinter einem diesen noch einmal aus eigener Kraft verlassen kann, warum die CDU die nächste Bundestagswahl gewinnt oder eben nicht und ob man heute eher Fisch isst oder Fleisch. Solche Erörterungen brauchen Zeit, aber durch eiserne Disziplin gelingt es uns, all die schwierigen Themen „while DbD“ abschließend zu behandeln; DbD? Drinks before Diner!

17:45: Das Golden Lobster Restaurant öffnet; wir haben hier gemäß der gebuchten Kabinenklasse das Privileg des „my choise dining“. Bedeutet, man kann innerhalb einer großzügigen Zeitspanne kommen, wann man will und ist nicht wie in den anderen Bereichen auf die punktgenaue erste oder zweite Sitzung angewiesen. Diese Flexibilität nutzen wir natürlich voll aus, indem wir bislang jeden Tag zur gleichen Minute – nein: Sekunde! – erscheinen. Was einen einleuchtenden Grund hat. Sofort da zu sein bedeutet, die besten Plätze zu bekommen. In diesem Fall einen Tisch nur für uns zwei; das erspart uns unnötigen und anstrengenden Smalltalk und wir können uns ganz uns und dem Essen widmen.

Wir haben ausgesprochen höfliche, aufmerksame, freundliche und uns geradezu liebevoll betreuende Kellner; da noch nicht so viele Gäste zur Startzeit anwesend sind, stehen sie uns exklusiv zur Verfügung; mehr Butler geht auch zuhause nicht. Getränke sind im Preis inkludiert, ohne Mengengrenzung. Das ist nicht nur verführerisch, es wird von uns auch zugegebenermaßen weidlich genutzt.

Das Essen ist gut; reichlich Auswahl, die Zubereitung nie „daneben“, man muss gemessen an gehobener bürgerlicher Küche keine Abstriche machen. Dies ist hier kein Gourmet, das ist jedem klar, der es bucht, gegen Aufpreis kann man sich in Spezialitätenrestaurants auch noch Exklusives bruzzeln lassen.

Dennoch, auch wir probieren zwischendurch für einen erstaunlich moderaten Preis T-Bone-Steak bzw. einen halben Hummer, das eine mit exquisitem Bardolini, der Hummer begleitet von einer Flöte Sekt. Perfekt, das mundet und ist tadellos. Mehr Zufriedenheit geht nicht.

So um die anderthalb Stunden verbringt man mit dem Essen, in aller Gemütlichkeit; hinterher noch zu Tisch ein Grappa, Kaffee könnte man auch noch haben; und ob man ein oder vier Desserts nimmt, völlig egal, man bekommt, worauf man Hunger hat.

Der Sous-Chef und Head of Pastry/Bakery ist übrigens ein Deutscher, was man der Qualität des Brotes und der Naschereien, die an Petit Fours erinnern, sehr deutlich positiv anmerkt.

19:15: Langsam wird es Zeit, sich dem Abendprogramm zu widmen; je nach Gelegenheit, Angebot, Lust und Laune. Erst mal eine Drink und dann irgendwo der Musik lauschen, oder Musik hören und einen Drink dazu nehmen, oder gleich die Bar ansteuern, von der man weiß, hier wird man gut und schnell bedient (kostet ja nichts) und die Musik ist in einer Lautstärke, die nicht industriellen Schalldruck-Höchstgrenzen entspricht, also kein Jet-Geheule, sondern deutlich vernehmbare Einzeltöne.

20:30 oder später; dummerweise führt uns, je nach gewähltem Deck, der Weg Richtung Bug, wo unsere Kabine liegt, durchs Casino. Und wenn man auf See ist, also außerhalb von Hoheitsgewässern, kann man hier daddeln bis der Geldbeutel leer ist. Wir begnügen uns mit Einsätzen, für die man im heimischen Supermarkt gerade mal eine Monatspackung Waschpulver bekommt, haben aber eine halbe Stunde und länger mächtig Spaß. Die am Daddelautomaten servierte Getränke – richtig, kosten ja nichts.

gegen 21.30, spätestens 22 Uhr: Nun ist aber für altersschwache Rentner endgültig Bettruhe angesagt, was nicht ausschließt, dass je nach Wetterlage und Sonnenstand noch ein paar obligatorische Fotos vom Balkon gemacht werden (müssen).

Schlaf dann bis gegen 6 Uhr, denn um 6.30 Uhr ist Frühstück und seien wir mal ehrlich, dann haben wir knapp 12 Stunden lang keine feste Nahrung mehr zu uns genommen – es ist höchste Zeit!

Morgen übrigens heißt es um 4 Uhr aufzustehen, um bei vollem Bewusstsein die Einfahrt in den Fjord von Molde mitzuerleben. Der Fotos wegen. Und weil dann auch das Frühstück besser schmeckt, man hat ja schon Anstrengendes hinter sich und muss sich mit drei Tassen guten Kaffee, fried eggs light over with crispy bacon oder ähnlichem stärken.

26. + 27. Mai 2017

Wursthüllen und eine schwere Allergie

Wir fahren in den Geiranger-Fjord. Nicht, dass er nicht schön wäre. Aber andere norwegische Fjorde sind auch schön, gleichwertig schön. Geiranger aber ist bekannter; vermutlich, weil irgendwann vor 100 Jahren ein erstes Kreuzfahrtschiff sich hierhin „verirrte“ – und seit dem tun's ihm alle nach. Doch über den Fjord später.

Vielleicht erst einmal im Vorgriff Impressionen von Geiranger. Einem Ort von 210 Einwohnern; kein Kleindorf der Welt ist wohl bekannter und überlaufener. 600.000 Touristen pro Jahr, 200 einlaufende Kreuzfahrtschiffe. Natürlich nur in der hellen Jahreshälfte; ansonsten sieht man ja rein gar nichts.

Der Ort ist überlaufen von Wursthüllen.

Das sind jene quietschfarbenen oder dezent blauen Wattesteppjacken, die der Menschheit zum Tragen befohlen wurde – scheint es. Wir, es war um die revolutionäre 68er-Zeit, haben uns an den Kopf gefasst, wie sehr sich das chinesische Volk in den Blaumann-Mao-Einheitslook gefügt hat. Alle liefen im gleichen Drillichzeug rum. Der große Führer, Mao, ist längst tot, fast vergessen, China ist oder wird kapitalistisch und liefert uns die sünd-

haft teuren Handies, und nicht nur das, auch gleich die wattierten Wursthüllenjacken, in denen nun alle Westler samt den Ostlern gleich mit dazu (diesmal sind nicht Ex-DDRler, sondern „die Asiaten“ gemeint) rumlaufen. Wer nicht, hat jedenfalls Helli Hansen, Fjällräven, NorthFace, Wolfskin oder – oh! – Wenger (us dr Schwyz, odrrr?!), oder einen Anorak von C&A. Und so ist, mitten in den Bergen, mitten in der Natur, am Ende des Fjords, in einem fast unzugänglichen Winkel der Welt, nicht nur Massentouristen-auftrieb, es ist auch Wurstpellen-Olympiade und jeder hält sich, Handtäschchen im Arm, Nikon um den Hals, für die Krönung des guten Geschmacks. Elche sieht man keine; aus gutem Grunde (den man nachvollziehen kann) sind sie geflohen. Sie ahnten, die Wurstpellentiere könnten aus ihnen selbige machen. Nützte ihnen aber nichts, nun liegen sie als kaufbares Fell herum, 100 Euro das Stück. Man sieht, Sterben lohnt sich, es bringt Geld.

Sage keiner, Werbung wirke nicht. Jeder hat das Bild des Geiranger-Fjords vor Augen; aufgenommen immer vom gleichen Standort. Tief zwischen scheinbar hohen Bergen der schmale Fjord (seine geringe Breite verstärkt den optischen Eindruck, besonders „tief“ in den Bergen zu liegen). Noch eindrucksvoller, das kleine Kreuzfahrtschiff, das doch so groß ist und nun wie in einer Miniatureisenbahnlandschaft wirkt. Deshalb werden solche Kreuzfahrtziele gebucht, deshalb sind sie (durchaus ziemlich) teurer als andere Ziele, deshalb steht alles an Deck und sagt sich, so, jetzt will ich aber auch staunen für's Geld.

Dabei heißt es früh aufzustehen.

Schon gegen 4 Uhr beginnt die Einfahrt in den Vor-Fjord, ab ca. 5 Uhr nimmt die Landschaft sehenswerte Formationen an. Meine geäußerte Bemerkung, an der Loreley wäre es ähnlich, also im Mittelrheintal, und auf der Kataraktenstrecke der Donau sogar geradezu identisch, wird mit der Bemerkung quittiert, ich möge mich doch in Ehrfurcht vor der erhabenen Landschaft üben. Dabei ist sie weniger erhaben als vielmehr geologisch gesehen erhoben, was aber die Alpen und der Himalaya sowie der Kaukasus auch sind. Auf dem Vierwaldstätter See mitten in der Schweiz zu schippen hat den absolut identischen optischen Eindruck, so dass zwei Fotos von dort und hier ununterscheidbar verwechslungsfähig wären. Meine diesbezüglichen wissenschaftlich haltbaren Anmerkungen und Aussagen werden leider von der mir in der Kabine zugeteilten Mitreisenden aufs strengste verurteilt. Ja eben, hier ist Geirangerfjord, Norwegen, und die Passage ist eben teurer als die Erste-Klasse-Fahrt auf dem historischen Vierwaldstättersee-Dampfschiff in der teuren Schweiz. Statt in sprachloser Ehrfurcht trotz ich trotzdem auf: „Scheiß-Nebel. Man sieht ja nichts“.

Hilft mir aber nichts, unter Androhung einer Tracht Prügel muss ich mir wärmende Umhänge anknöpfen und an Bord schleichen, wo die Hartgesottenen in ihren nordischen Markenklamotten oder südostasiatischen Einheitswursthüllen und mit neu erworbener digitaler Spiegelreflexkamera (Handy-Fotos sind nur noch was für Frauen oder Bewohnern von Innenkabinen und Schrebergärtner) alles fotografieren, was als Motiv kaum taugt. Die wahren optischen Schmankerln werden nur von wenigen wahrgenommen, unter anderem einer schweigenden Dame mit einem exakt richtigen Varioobjektiv an einer grundsoliden Kamera mit maximal auflösendem Chip. Dass sie fotografieren kann, ergibt sich daraus, dass sie nur wenige Bilder macht. Sie scheint aber nicht, wie ich, vor allem „Schlechtwetter“ zu lieben, wenn sich Motive darbieten. Sie ist den Fällen verfallen.

Wasserfälle mit Erdnusseigenschaften

Kommen, bei Feiern, Erdnüsse auf den Tisch, Chips oder ähnliches Knabberzeug, sagt jeder mit guten Manieren und/oder Übergewicht „nein, dan-

ke“. Stehen die Schalen lange genug vor einem, sagt man sich, na ja, warum nicht, eine kann nicht schaden – worauf man sich am Futtern hält.

Genau so sind die Wasserfälle im Geirangerfjord. Man fotografiert den ersten, zweiten, dritten – und sagt sich dann, man kann doch nicht alle fotografieren. Kommt man am zwanzigsten vorbei, der in gesteigerter Reihenfolge natürlich ein jedesmal ein klein bisschen schöner und dramatischer ist als der vorige, sagt man sich, ok, dann fotografiere ich eben alle. Früher, als es noch Filme gab, Filme waren teuer und rar, hat man sich genau überlegt, was man fotografiert, damit man keinen Ausschuss hat.

Heute knipst man wie wild, weil man den Schrott, den man nicht will oder braucht, der missraten ist, sofort wieder löschen kann, kostenfrei. Zugleich hat man dabei das Charakteristikum der Jetztzeit entdeckt: Erstmal haben wollen, was es nützt oder man damit anfängt, kann man noch später entscheiden. Raff, raff, raff.

– Allerdings sei eine Variante angemerkt:

Missratene Fotos werden dennoch allen gezeigt, vor allem denen, die gar kein Interesse daran haben, sie zu sehen. Missratene Fotos werden nicht gelöscht, sondern als Beute aufbewahrt um zu zeigen, wie schwierig es war, ohne genügenden Alkoholpegel die zitternde Hand ruhig zu halten.

Der Vierwaldstätter See ist schön, das Mittelrheintal auch (sonst wäre es kein UNESCO Naturwelterbe), ebenso die Katarakten, doch nirgend anderswo rauschen so viele Wasserfälle in das Wasser, egal, ob Fluss oder Meeresarm oder See, wie hier im Geirangerfjord. Nimmt man nun den preislichen Attraktivitätsaufschlag der Kreuzfahrt – also Mehrkosten gegenüber gleichzeitigen Kreuzfahrten in andere Gegenden – und teilt ihn durch die Anzahl der Wasserfälle, dann ist der Preis gerechtfertigt: einen Euro pro Foss (norwegisch für [Wasser-] fall, in den Alpbergen sagt man auch Gießen), das ist doch nicht zu viel. In Norwegen kostet das auch eine einzelne Postkarte. Und so ist man im Wasserfall-Stress, links, rechts, rechts vorne, links hinten, oben, unten, links, rechts ... – vergessen sind Nebel und Kälte, man ist in ständiger Bewegung.

Es braust der Fall dem Tale zu,
der Fotograf hat nimmer Ruh'.
Er muss sie fest im Bilde halten,
der donnernd Wasser Urgewalten.
Er knipst ganz nah und in der Weite,
brav jeden Fall von jeder Seite.
Er knipst, und wenn er dann die Bilder sichtet
dann stellt er fest: ganz falsch belichtet.
Um zu vermeiden Schmach und Fluch
kauft er in Geiranger ein Buch,
wo sich ihm dann als bunter Reigen
die tausend Fälle wieder zeigen.

Der Dampfer kommt dem Ufer so nahe, dass man unwillkürlich denkt, ob die da oben auf der Brücke auch Fahrschule gemacht haben. Haben sie und den Rest steuert die digitale Technik bei, wörtlich genommen. Kurvenfahrten auch mit langen Schiffen sind nicht schwer, wenn man rechtzeitig damit beginnt und die Mitte des Hecks immer schön mittigen im Kielwasser der Twinjet-Propulsoren hält (direktgetriebene Propeller sind out, das Schiff fährt dieselektrisch, wie die Transsib auf Taiga-Strecken). Der Nebel ist verschwunden, das Gucken nimmt voll Fahrt auf. Doch kein Geist kann mehr hergeben als 30mal hintereinander so sinnreiche Sätze wie „Booohhh, sind die Berge hoch und steil“. Spätestens dann wechselt das Thema zum anderen Haupt-Handlungsstrang: „Oh guck mal da dä Was-safall!“. „Welcher?“ „Der da!“ „Nicht dä?“ „Nee, dä da“. Reisen schärft eben den sprachlich differenzierten Ausdruck und die verbale Charakterisierung von Naturphänomenen konzentriert sich auf „Isjairre“.

Auch der längst Fjord ist mal zu Ende und ein Frühstücksbuffet zeitlich auch. Beides trifft in unserem Falle glücklicherweise in akzeptabler zeitlicher Differenzierung mit richtiger Reihenfolge zu; so nehmen wir zur Kenntnis, dass das auf dem Teller drehen des Schiffes kein Fahrfehler einer nicht trainierten Brückencrew ist, sondern die Einleitung des Anlegemannövers. Das gibt uns Zeit für ein banales Frühstück am Buffet; wollte man Spiegelei haben, müsste man noch mal 150 Meter laufen. Täglich Ei ist nicht gesund.

Nach dem Frühstück,

[illegible]

Gegen Mittag marschieren wir an Land, über den raffiniert in den Fjord vertäuten schwimmenden Steg und erreichen die aufregend pulsierende, gut 100 Meter lange Einkaufsstraße mit sechs Häusern von Geiranger. Alle Leute, die man auf dem Schiff trifft, trifft man nun hier unter Abzug derjenigen, die Panorama-Ausflüge gebucht haben. Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, das die Wolken, sprich der Nebel, noch lange nicht die Spitzen und Hochflächen der Berge verlassen hat, dort, wo sich die Panorama-Straßen befinden. Geld im Casino versenken kann jeder, es auf einer 100-Euro-pro-Person-Panoramatour im Quetschsitzautobus zu Nebel zu machen, das kann nur, wer Kreuzfahrten in die norwegischen Fjorde bucht.

Von ausgesprochen animierende Schönheit sind die Souvenirs. Kugelschreiber mit Elchmotiven – völlig unerwartet! –, Norwegermützen und -pullover (welch eine gelungene spezifische Idee), Trolle aus Plastik und als Kühlschrankschmuck, auch CDs mit Kompositionen von Edvard Grieg (ja, wer wäre jemals auf diese Idee gekommen), Kappen mit gestickter In-

schrift „Geirangerfjord“ (toll, oder?), Schneekugeln mit Panoramastrecken. Nicht, dass es das in einem Geschäft gäbe. Nein, dies gibt es in jedem Geschäft, so dass sich selbst der dusseligste Tourist, und davon laufen ja wohl einige rum, nicht verlaufen kann. Je nach Zufallstreffer kann man im Laden noch den eigentlichen Zweck des Sortimentes nebenbei erstehen, etwa ein marmeladengefülltes Croissant (typisch für Norwegen), Eis (typisch für Norwegen), Handtaschen (typisch für Norwegen, weil aus Elchleder), ein Glas Bier (typisch für Norwegen zumindest der Preis). Man kann aber auch ein Elektrofahrrad, -Roller oder -Quad mieten, ein Taxi oder, Gipfel des Glücks, die gleiche Strecke, die man mit dem Kreuzfahrtschiff gekommen ist, mit einem Schlauchboot wieder zurück fahren. Macht zwar nur 120 Euro pro Person, 10 davon passen ist Boot, dafür dauert es auch eine ganze halbe Stunde.

Schön auch, mit der Fähre durch den Fjord zurück und hernach wieder auf Geiranger zuzufahren, dann sieht man das Schiff, mit dem man gekommen ist, auch mal vom Schiff aus, auf dem man gerade fährt. Also, an Nervenkitzel und abenteuerlichen Experimenten fehlt es Geiranger wirklich nicht. Derweil fotografieren die Bordfotografen (Bild später mindestens 10, lieber noch 20 Euro), jeden, der von Bord kommt, mit einem verkleideten Wikinger aus dem Animation-Team (also der Schwerdementen-Intensivbetreuung), dessen Uniform in Köln zu Karneval getragen dazu ausgereicht hätte, ihn mit Blaulicht im Polizeigewahrsamsauto oder verriegelten Krankenwagen per Eilverfahren nach Düsseldorf abzuschieben. Kitsch kann schön sein, aber wenn Kitsch peinlich wird, dann kommen Magenschmerzen auf. Bei mir jedenfalls.

Geirangerfjord? Nein, Gerangel in einem fort.

Da die meisten Menschen Kreuzfahrten zum Nordkapp und/oder Geirangerfjord im Leben nur einmal machen, wird spätestens bei der Abfahrt klar, dass es ja das letzte Mal im Leben ist, diesen Fjord vom dicken Pott aus zu sehen. Und auch den trügsten unter all den vielen manipulationserdungserprobten Menschen wird nun klar, dass man nunmehr am Heck mit Kamera bewaffnet stehen muss, um die Hinausfahrt visuell zu digitalisieren. Voller Mitleid schaue ich auf den Mann, der unter ersichtlichen Mühen (das Teil ist neu) ein Stativ aufbaut, welches (am Preis wurde gespart) zwar leicht, aber auch total wackelig ist und eine gute Viertelstunde braucht, um Kamera, Stativ und Neigungskopf in eine Anordnung zu bringen, die vertikalparallele Schwenks zulässt. Ich ahne, was kommt, und was ich ahne, kommt. Fünf Minuten später ist er so von Menschen umringt, dass erstens kein Schwenken mehr möglich ist und wer seinen Kamerakopf in Augenhöhe aufbaut (obwohl das Schwenkdisplay andere Höhen ermöglichen würde), muss damit rechnen, dass die Köpfe anderer Menschen in Kamerahöhe sind, was zusätzlich einen Schwenk ziemlich nutzlos macht.

Schlachten am Buffet sind das eine, der Kampf um den vermeintlich besten Fotoplatz am Heck das viel schlimmere. Wer regt sich über Hooligans beim Fußballspiel auf, wenn er einen internationalen Haufen Kreuzfahrer sieht, die alle den lebensletztmalen Geirangerfjord fotografieren wollen.

Mit einem an Breite kaum übertreffbaren Grinsen nehme ich für mich zur Kenntnis, dass sich hier ausschließlich Leute drängeln, die ich frühmorgens nicht gesehen habe. Und da wir von morgens her wissen, wie sich mittschiffs die besten Beobachtungs- und Fotografierplätze bieten, denke ich mir, na lass' sie mal. Kaum sind wir abgefahren, stieben alle Platzanderrelingskämpfer wie panisch aufgeschreckt auseinander und rennen von einer zur anderen Seite. Das ermöglicht mir, völlig ungehindert und störungsfrei am Heck zu fotografieren. Die seitlichen Aufnahmen habe ich vom Morgenshooting im Kasten und wenn – tja, alle Schifferweisheit: Nach dem Heck ist wie vor dem Bug. Man trifft aufs gleiche Motiv, eben von der anderen Sichtseite. Man fotografiert ohne Verrenkungen in aller Seelenru-

he die Motive, die einem gefallen. Der Rest der Gäste fällt eh übereinander her. Die ersten Scharen ziehen sich bereits völlig entnervt zurück. Ihnen wird nichts anderes übrig bleiben, als nochmal teures Norwegen zu buchen.

Nur als ich feststelle, dass ich persönlich von jedem Wasserfall nun wie am Morgen auch am Abend zehn Aufnahmen mache, denke ich darüber nach, vielleicht doch einmal die Hilfe eines kundigen Psychiaters in Anspruch zu nehmen - - -.

Abends finden wir uns, diesmal spät, aber nicht zu spät, auf unserer „komm, wann immer Du willst“-Sektion ein, werden von den zu uns „gehörenden“ Kellnern auch an einem anderen als unserem Stamm-Tisch hervorragend bedient, speisen köstlich, schlendern dann ins Casino, wo wir ein erspieltes Guthaben einlösen (es bewegt sich unterhalb der Summe, für die man in Geiranger ein paar in Asien gefertigte norwegische Hausschuhe bekommt) – und gehen, einen doppelten free-of-charge-Whisky später, mit einer noch größeren Summe auf dem erneut ausgedruckten Gutschein zufrieden zu Bett, wo wir nicht mitbekommen, wie die Nacht vergeht.

Was ist bloß mit dem Wetter los?

Denn plötzlich ist es wieder Morgen und Unfassbares kündigt sich an: blauer Himmel. Bei dem man, der Logik nach, noch nicht einmal aus allen Wolken fallen kann.

Einfahrt nach Bergen, das in einer Inselwelten-vergliederten Bucht mit rings umher Felsenhügeln liegt, typisch für ganz Skandinavien, Schweden und Finnland eingeschlossen.

Wiederum pünktliche Anlandung im Hafen und noch nie haben wir irgendwo eine solch beeindruckende Dichte an Transferbussen gesehen, die einen in die Stadt bringen. Doch mich hat eine Allergie befallen, ich will nicht hin.

Einst gab es den genialen Werbespruch zur Aufbesserung des Images für das als generell hässlich diskreditierte Baumaterial: „Beton, es kommt drauf an, was man draus macht“. Stimmt, man kann (ja ja, gut, meinetwegen, es gibt auch gute Architekten, siehe Kapitel Hamburg) wahrhaft Schönes daraus machen: Die Oper in Melbourne, die „Schwangere Auster“ = „Zirkus Karajani“ in Berlin, also die Philharmonie, die seinerzeitige. Ihr Betondach ist allerdings zusammengekracht. Karajan stand dabei nicht im Saal. Die Betonbrücke der A1 über den Rhein bei Leverkusen zerbröckelt auch. Aber ansonsten ist Beton nicht schlecht.

Nur die Form, Anzahl und bis ins Belanglose gehende Schlichtheit der Kästen, die hier Häuser genannt werden, die bringen mein Gemüt in trübe Schwingungen, ähnlich dem Fjord- und Meereswetter. Das muss ich mir nicht antun. Dass dabei eine Backsteinkirche ausgelassen wird, ein Bronzedenkmal einer mir unbekannten Person im Stadtpark und ein Bummel über die Haupteinkaufsstraße, auf der H&M Klamotten um den doppelten Preis wie bei uns daheim anbietet, nun ja, das ist sozusagen touristischer Kollateralschaden.

Der Himmel ist blau, die Luft richtig warm, also bleiben wir auf dem Schiff. Auf dem gar nicht mal so kleinen Top18-Sonnendeck, speziell für die Aurea-Buchungsklasse. Hier herrscht dichtes Gedränge. die 300 Quadratmeter muss ich mir doch tatsächlich mit Monika teilen, ergibt nur noch 150 qm für jeden. Ansonsten ist ja keiner da. Alle sind auf Ausflügen unterwegs, die – einen Tag nach Geirangerfjord – in einen anderen Fjord fahrend führen, den Sognefjord. Aber den kennen wir schon von früher. Ein Kreuzfahrtschiff für uns ganz allein zu haben noch nicht so sehr.

Wofür eine Betonallergie nicht alles gut sein kann.

Und während ich so in der Sonne liege, sticht mir diese so aufs Gehirn, dass ich mir noch einmal die Reise Revue passieren lasse – und dabei die größte Aufmerksamkeit meinem Liebelingsthema, dem Menschen als solchen, widme. Er bietet ja auch so viel Anlass, sich seiner zu schämen.

Alltagsgespräche

Soziologen behaupten ja immer Sozialisierung – also friedliches Mit- und Nebeneinander, Toleranz und das Finden von Gemeinsamkeiten – begänne mit Sprache und/oder fuße auf ihr.

Egal, ob es Körpersprache ist – vornehm gesagt „nonverbal“ – oder eben artikulierte Laute; etwa „miau“, „wau-wau“, „muuuuuuh“ oder auch „Morjn!“. Komisch, bei mir beginnt dann immer die Entfremdung und Desozialisierung; um nicht zu sagen, die völlig asoziale Lust auf Zoff.

Es ist aber auch schon eine geballte Ladung sozialverbaler Intelligenz, die auf einen niederprasselt; mit Schiff hat das wenig zu tun, woanders geschieht es auch, Stammtisch, Ski-Urlaub, Mallorca, Biergarten, 90-Jahr-Feier des Erbonkels. Aber: Auf einem Schiff kann man nicht weglaufen. Oder höchstens 300 Meter weit, 40 Meter quer, 11 Stockwerke rauf bzw. runter.

Zum Beispiel das Nonverbale. Früher, es muss vor Jahrhunderten gewesen sein, hielten wir, wenn wir durch eine Tür gingen, indem wir kurz rückwärts schauten, dem eventuell nächsten die Türe auf, auch ein, zwei Sekunden. Sie ihm „vor der Nase zuknallen zu lassen“ galt als extrem grob unfreundlich bis massiv aggressiv. Heute ist dieses „Leck mich doch am Arsch, mir ist doch egal, was nach mir kommt“ absolut Pflicht, a must, ja sogar offensichtlich angesagte Sozialbalz. Ob nun Rollator – wat kümmert mich däm sinnen Rolllllaator! – oder ältere Dame, Herr: Durch die Tür, klatsch, zufallen lassen. Wäre nicht so schlimm, hätten Schiffe normale Türen. Schiffe haben aber wind- und wetterfeste Türe, durchaus aus Eisen und nach außen hin aus gutem physikalsichen Grund mit einer Druckfeder oder -zylinder ausgestattet. Der Rückschwung ist dann entsprechend kraftvoll. Menschen über 55 und/oder mit Osteoporose können das nicht mehr abfangen, ohne daselbst zu Boden geschleudert zu werden. Oder es sind Pendel-/Schwingtüren. Die machen sich besonders gut, wenn sie gegen den Rollator knallen und die dahinter befindliche Person an der Hüfte einknickt und mit dem Kopf aufs Sitzbrett knallt. Welch eine helle Freude, dies oft täglich mitansehen zu dürfen. Es ist ja so lustig, ein egozentrisches Benimmonster zu sein.

Oder in Lifts. Es gibt derer 4 nebeneinander, also wartet man irgendwie mittig. Um dann den äußersten Lift zu erreichen, muss man zirka 10-12 Schritte gehen, es mag drei oder vier Sekunden dauern. Zeit genug, damit die schon inliftigen Zeitgenossen den „Türe zu“-Knopf drücken konnten und man selbst gerade im Begriff diesen zu betreten die hydraulisch zuschiebenden Türen an die Kniescheibe oder an die Oberarme geknallt und gequetscht bekommt. Oder Engländerinnen, die beim Betreten des Fahrstuhls laut stöhnen: „Again such a fat german!“ – Leute, Ihr glaubt gar nicht, wie sehr ich mich auf den Brexit freue.

Nett ist auch der (mein) Gag, beim Betreten des Fahrstuhls, wahrnehmend, dass er reichlich mit Sachsen gefüllt ist, vernehmlich freundlich „Bon jour“ oder „Good morning“ oder „Buon giorno“ zu sagen. In der Annahme, wieder so ein ausländischer Was_geht_der_uns_denn_an_Mensch wäre zugestiegen, parlieren sie weiter. Parlieren? Für mich klingt sächsisch, zumal in der Urform, ziemlich nahe an dem, was die Evolution vor gut zig Millionen Jahren zuwege gebracht hat: Mampfen, Muhen, Grunzen, Bellen, Kreischen, Knödeln, Würgen, Blubbern. Lustig ist, wenn man dann einige Brocken versteht. Weil es einen in der Ansicht bestärkt, gut, dass Du wenigstens den Rest nicht verstehst.

Morgenliche Gesprächsverläufe sind ein Beispiel für die Konstanz der Natur und zeigen ziemlich identische Muster. Und sind, wie bereits erwähnt, von extrem hochgeistiger Substanz. Zumals morgens die Tischnachbarn ein jedes Mal neu zusammengewürfelt werden, nach dem Zufallsprinzip. Etwa so tönt es dann:

„Morgen! Haben Sie auch Innenkabine?“

„Morgen! Steht eigentlich Butter auf dem Tisch oder wo ist die?“

„Morgen, es regnet, haben Sie auch Ausflug gebucht?“

„Morgen, haben Sie gestern auch Schalke gesehen?“

„Morgen, wir sind erste Mal auf Schiff, ist abba, wir habn uns valaufn gestern, wa’n sie auch bei Massage?“

„Morgen, auch schon auf?“

„Morgen, wieso ist de Kääł mit dem Kaffee noch nit da?“

„Morgen, wir haben, weil wir hatten Silberhochzeit, bestellen Sie auch weiche Eier, mein Mann hat gestern Hummer, ist da Honig, ich weiß gaanich, muss man Handtuch an Deck, ja Herr Over, for mich denn two Brateier, brät ecks, brät egss, tuuuu, zwei, brat und Schinken, was heißt noch mal Schinken, a ja Jam, Jam änt Ecks for mi, tuu, for my Mann not he – Alfred, Du wolltest doch Omelett, oder? – a Omlett pließ, mit Pilzen, wat nee, nich Washrooms, wat, Pilzen, Tschampinjongs, Omlett, so wie da am Tisch, sis wann – dä verstää abba auch nix ...“

An anderer Stelle zu anderer Zeit kann man auch tiefergehenden philosophischen Exkursionen lauschen wie „Is Klo frei?“ oder „Is praktisch mit die Karte, oder, alle Bier für umme. Wir nehmen imma mit auf die Kabieene.“

Auch erfährt man über die Veränderungen der Welt und den Fortgang der Lebensläufe. „Unser Tochter kriegt jezzwillinge, is aba Mädchen, n Jung hamseschon. Ich sach immer, Hauptsache gesund, arbeiten willseja jezz nichmehr. Dabei hattse so schön studiert. Heinz, wie hieß dat noch, gemma Nistick oda so. Wollte dann zude Zeitung, aba da kam ja dat Kind. Jetzt bleibtse erst mal, dr Schwiegasohn verdient gut, dä is irgendwie macht der da bei die Kunden am Kompjuta, aba da kriechtdä richtig Geld für. In drei Monaten kommen die Kurzen. Ich hab Heinz schon gesagt, da kaufen wa aber nicht mehr so viel Zeuch, nä, Heinz?!“ Mich interessiert das so wahn-sinnig sehr.

Andere Länder, andere Telefone. So müssen sie in Italien diese Dinger verboten haben, denn nach wie vor können sich Italiener völlig problemlos quer übers Deck oder mehrere Stockwerke rauf und runter auf den Balkonkabinen in der ihnen normal erscheinenden Lautstärke unterhalten. Wir würden dies zwar als panisches Gejohle einordnen, aber dazu sind wir eben auch zu deutsch-tumb bzw. mit Telefonen ausgestattet. Smartphones, die sogar auf See Verbindungen herzustellen imstande sind:

„Un Oma, hat die noch mal gebrochen? Ja nee, dann holst nochmal Arzt. Essen ist gut, ja, nee, wir sin’ soweit alles also auch Alfred hat schon obwohl Wetter ist nich’ so aber Essen, also mit Oma, aber dat hat die öfter. Is warm in Garten, oder?“

Ich glaub, Sozialisierung ist, wenn man sich dann denkt, schön, wenn man jetzt auf die Kabine gehen kann, den Balkon runterguckt, aufs Meer hinaus, und man kann genüsslich einen Text schreiben zum Beispiel üba die die da aufm Schiff wenn man die hört und an die Türen watt die doch –, und auf dem Gang dahin: „Ach sind Sie auch auf die 12, war schön gestern in die Bar, oder. Un’, sind’sie auch noch immer hier aufm Schiff? Ne, se bleiben auch noch wat? Is ja auch schön hier.“

28. + 29. Mai 2017

See, Sehen, Sehnsucht, Senilität, Sensation, Sentimentalität

Was fragt man als Daheimgebliebener die zurückkehrenden Urlauber? Na klar, die völlig unerwartet originelle Frage: „Un', wie war's?“ — Was soll man als heimkehrender Urlauber sagen? Etwa „Blöd!“ oder „Total beschi..en“ oder „Langweilig!“? Man will sich doch keine Blöße geben und kundtun, man hätte falsches gebucht und/oder unternommen. Also bleibt nur „Suuuuuuuper!!!!“.

So, und wie war's nun wirklich? Es war super, manchmal langweilig, nie blöd und durchaus in etlichen Passagen auch atemberaubend schön. Im Nachhinein könnte man sagen, das Schöne an manchem war das schlechte Wetter. Das aber auch – wie heute – einem mächtig auf den Keks gehen kann. Es ist Seetag, also keine Anlandung, und man träumte doch davon, auf Deck in der Sonne zu liegen. Auf der Nordsee liegt Nebel, alles ist grau in grau, 30-40 Knoten Wind (7-8 Windstärken), kalt. Sich der Luft aussetzen ist wahrlich kein Vergnügen, schon gar nicht, wenn die Knochen und Gelenke und Sehnen und weiß der Teufel noch alles im Körper nicht mehr so ganz taufrisch ist und sind.

Wir fahren Kurs 160°, das ist Süd-Südwest, Geschwindigkeit knapp 18 Knoten; schon sind wir querab der Nordspitze Dänemarks. Führen wir schneller, wir wären schon gegen Mitternacht in Hamburg, aber man will uns ja die Elbeinfahrt im Morgengrauen gönnen. Der Wetterbericht sagt für dann wenigstens keine Wolkensuppe voraus und irgendwie frühlingshafte 20-22 Grad. ((– Nachtrag: Als wir ankamen, war es 11 Grad und leichter Nieselregen. Wetterberichte gelten überall, nur nicht für Schiffe.))

Die Nordsee ist hier nur 50 Meter tief, man könnte tauchen gehen. Oder, wenn das Schiff untergeht, auf den Mast klettern, dann guckt man noch oben raus.

Heute heißt es, die Koffer zu packen. Das macht einen immer so traurig. Zuhause ist Kofferpacken Freude, nach und in einem schönen Urlaub eher depressiv stimmend. Hilft aber nichts, wir freuen uns auf unser schönes Zuhause, wo wenigstens noch eine Katze auf uns wartet (hoffentlich), die andere – ältere – hat altersbedingt unsere Seereise nicht überlebt. Was aber wohl keinen Zusammenhang hatte.

Vorher gehts geplantermaßen noch nach Bad Stönnhausen, um im Thermalwasser die durchgefrorenen Knochen wieder bewegungsfähig zu machen. Wir freuen uns darauf.

Also, hat es sich gelohnt? Eindeutig ja. Vieles, um nicht zu sagen alles, war doch irgendwie anders, als wir es uns vorgestellt haben, obwohl wir Norwegen von der Landseite her kannten. Aber von See aus sieht manches anders aus. Das Wetter war insofern „gut“ als es zur Landschaft und Jahreszeit typischerweise gehört, wer Karibik haben will muss Karibik buchen und dort hin fliegen/schippern.

Wir haben in zwei bzw. drei Jahren Europa auf dem Wasser nun Nord-Süd und Ost-West durchquert. Vier mal Fluss, vier mal See. Den Kontinent also noch einmal auf eine andere Art und Weise kennengelernt, als wir ihn von Bahn- und Autofahrten her schon längst zu kennen glaubten. Hat es sich gelohnt? EINDEUTIG JA JA JA, Europa hat vom Wasser aus gesehen, Fluss oder Meer, seinen ganz eigenen, vielfältigen Reiz und die Eindrücke, die in den Jahren zusammengekommen sind, sind ungeheuer nachhaltig und in diesem Sinne unvergesslich (Demenz, Du kannst gerne noch warten). Es wäre also falsch, die jetzige Nord-Kreuzfahrt nur isoliert zu sehen, man muss sich im Zusammenhang mit den anderen betrachten. Doch auch für

sich alleine genommen gibt es viele Pluspunkte, die auch in einem besonderen Maße mit dem Schiff, der MSC Preziosa, zusammenhängen. Gleichwohl es einer der gigantischen Kästen ist, mit zu den größten der Welt zählend

- war/ist der Service individuell, freundlich, effizienz und in diesem Sinne vorbildlich;
- hatten wir zwar manchmal Massenandrang, aber eher selten; wir fanden oft und viele „ruhige Ecken“ und stimmungsvolle Bars, Platz auf dem Sonnendeck und sowieso
- eine Kabine, deren Größe völlig ausreichend war, mit zwei großen Betten und einer Schlafcouch, die tagsüber unser Sofa war, mit Schreib-Tisch für z.B. diese Berichte und die Bildbearbeitung.
- der Balkon war nützlich bis unerlässlich, denn „mal eben raustreten“ und frische Luft schnappen ist eben doch etwas anders als eine aussichtslose Innenkabine mit Aircondition solo; auch wenn wir kaum in den Balkonsesseln sitzen konnten, der Temperaturen wegen, als Aussichtsplattform hoch über dem Meer war es sowohl nachts (helle Mittsommernacht) wie auch tagsüber ein lauschiges Plätzchen.
- Mit großem Lob muss die Küche bedacht werden, alles was auf den Teller kam war wirklich gut. Die Auswahl war ausreichend und es ließ sich immer arrangieren, dass man genau das in der Menge bekam, worauf man gerade Appetit hatte.
- Der Tischservice („feste Kellner“) konnte nicht besser sein, so exzellent, dass sich manches namhafte Landhotel davon „eine Scheibe abschneiden kann“. Größtes Lob also.
- Die Getränke-Flatrate mag zwar gesundheitlich der Diskussion würdig sein, allein, sie hat uns beschwingte Stunden beschert.
- Das Schiff ist auch bei höheren Windstärken allein dank seiner Mächtigkeit sehr ruhig; es ist wie bei den Flugzeugen, je größer, desto weniger schaukeln sie. Aber See ist nun mal See.
- Haben wir auf diesem Schiff etwas gefunden, über das wir meckern wollten, könnten, sollten? Klare Frage, klare Antwort: Nein, nichts. Oder es wäre, wie man in Solingen sagt, Korintenkackerei.

Und deshalb sagen wir allen, die nach unserer Rückkehr wieder die Augen verdrehen und entsetzt hervorpressen: „Neeeeee, auf so’n großes Schiff, da kriegen mich doch keine zehn Pferde neeee, nie, neeee, das tät’ ich nich’, neee“ – denen sei versichert: Millionen anderer werden es tun. Allein MSC plant fürs Jahr 2030 jährlich 15 Millionen Gäste. Ergibt weltweit irgendwie um die 100 Millionen Kreuzfahrtgäste pro Jahr. Mehr als Deutschland Einwohner hat. Allein Hamburg will dann prognostiziert 1,2 Mio. Kreuzfahrtgäste abfertigen. Jährlich kommen weltweit 20.000 Betten hinzu, entsprechend 5-7 Schiffsgiganten. 300 große Kreuzfahrtschiffe gibt es derzeit, sie transportieren ca. 2 Mio. Passagiere. Der Schwerpunkt sind keineswegs tropische Gebiete – die spielen eher eine Nebenrolle. Nein, es ist Nordeuropa. Der Geirangerfjord wird bald täglich 10.000 Passagiere verkraften müssen.

Individueller und komfortabler, ja sogar luxuriöser als auf einem „großen Kreuzfahrtschiff“ zu reisen geht an Land nicht. Umsorgt, gepflegt, unterhalten – und trotzdem individueller Freiraum so viel man will. In einem Ambiente zwischen Style und Kitsch. Zu Preisen, die heutzutage an Land längst nicht so günstig sind, verglichen mit der Leistung. Der Kreuzfahrt-Boom hält an, da sind sich alle Experten einig. Man kann verstehen, warum.

Schiff ahoi.